

Wiesbadener Zeitung

AMTliche TAGESZEITUNG DER NSDAP FÜR

DIE KREISE WIESBADEN UND UNTERTAUNUS

Verlag und Schriftleitung: Wiesbaden, Bahnhofstraße 23. Annahmestellen der Anzeigen: Wiesbaden, Bahnhofstraße 35 und Langgasse 21. Fernsprecher: Sammelnummer 59931. Postcheck-Konto Nr. 1070 Frankfurt am Main. Bank-Konto: Nassauische Landesbank, Wiesbaden

Bezugspreis: monatlich RM 2.- zuzügl. 35 Rpf. Trägerlohn, durch die Post RM 2.- (einschl. 30 Rpf. Postzeitungsgebühr) zuzügl. 36 Rpf. Bestellgeld. Bestellungen beim Verlag, bei jedem Postamt und den Annahmestellen. Erscheinungsweise: täglich (außer an Sonn- und Feiertagen).

Nummer 241

Freitag, 13. Oktober 1944

94. Jahrgang

Die „große Unbekannte“ in der Feindrechnung

Alle gegnerischen Prognosen erwiesen sich als vollkommene Fehlschläge — Das Erstarken der deutschen Front ein unvorhergesehenes Phänomen

(Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung)

schm. BERLIN, 13. Oktober. Man darf gespannt sein, wie lange die angelsächsische Agitation noch ihren zweigleisigen Kurs fortsetzen wird, denn auf der einen Seite wird immer wieder in Betrachtungen über die Kriegsentwicklung in Europa die Notwendigkeit betont, daß der Krieg unbedingt noch in diesem Jahr beendet werden müsse und daß das alliierte Oberkommando seine Pläne über die Weiterführung der Offensivaktionen im Westen ausschließlich auf das Jahr 1944 ausgerichtet habe, auf der anderen Seite wird mit derselben Lautstärke erklärt, es sei noch mit einem langen und schwierigen Krieg zu rechnen. Dem angelsächsischen Publikum bleibt es überlassen, für welche Version es sich entscheiden will. Es scheint indes, daß die Wintersorgen die Herbsthoffnungen bei weitem überwiegen.

Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn die Berichte von den Fronten geben dem Feind bei allen gebietsmäßigen Konzessionen, die wir ihm infolge seiner augenblicklichen Uebermacht noch einräumen mußten, keinen Anhaltspunkt dafür, daß die vor kurzem begonnene Offensive auf den beiden Kriegsschauplätzen die auf sie gesetzten hochgespannten Erwartungen in der vorgesehenen Frist erfüllen werde. Der Generalanstoß auf die Festung Europa, der nun schon etwa eine Woche andauert, ist nicht wesentlich vorwärtsgewichen. Eisenhower selbst mußte der Presse gegenüber eingestehen, daß der erbitterte deutsche Widerstand die anglo-amerikanischen Operationen aufhalte, und er lehnte es bezeichnenderweise ab, sich auch nur in großen Zügen über die Möglichkeiten des weiteren Kriegsverlaufes zu äußern.

Er tut auch gut daran, denn alle feindlichen Prognosen, insbesondere aber die Churchills, haben sich bisher als vollkommene Fehlschläge erwiesen. Man hat eben die „große Unbekannte“ in der mathematischen Rechnung nicht berücksichtigt. Heute nennt der „Observer“ das Erstarken der deutschen Front und die Tatsache, daß die Kanalküsten nicht oder zum Teil erst viel zu spät bezwungen werden konnten, ein „unvorhergesehenes Phänomen“. Das Blatt weist ferner gleichsam zur Entschuldigung für den ausgebliebenen durchschlagenden Erfolg der Invasion darauf hin, daß Eisenhower in seinem Rücken ein chaotisches, bereits im Bürgerkrieg befindliches

Frankreich habe und eines Tages vielleicht gezwungen sein könnte, Truppen abzuziehen zu müssen, um das de-Gaulle-Regime zu unterstützen.

Aber auch die Bolschewisten haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie in diesem Ausmaß nicht vorausgesehen haben. Im Verhältnis zu dem Riesenaufwand an Menschenmassen und Material der Offensive sind die bisher erzielten Ergebnisse aufs Ganze gesehen, nicht überwältigend. Die nördliche deutsche Heeresgruppe aufzureiben, ist ihnen nicht gelungen. Die Abschnürung des äußersten Zipfels des Memelgebietes, in dem die Stadt Memel selbst jetzt eine Art Riegelstellung einnimmt, wird von ihnen zwar als großer Sieg ausposaunt, aber nach der ganzen Anlage dieser Offensive dürfte dieser Teilerfolg Stalin kaum befriedigen. Auch der Vor-

stoß in die ungarische Tiefebene mit der Zielsetzung Budapest, der offensichtlich als Blitzaktion gedacht war, konnte durch erfolgreiche deutsche und ungarische Stöße in die Flanken der feindlichen Armeen nur auf ein sehr gemäßigtes Tempo gebracht werden.

Es fragt sich, was er im Westen, Süden und Osten in den kommenden Wochen noch an Reserven und Verstärkungen aufzubringen und vor allem heranzubringen vermag. Davon wird abhängen, ob der Generalanstoß, der sich ja erst im Anfangsstadium befindet, noch zu dem großen und entscheidenden strategischen Unternehmen entwickelt werden kann, das dem Gegner vorschwebt. Man weiß in London und Washington nur zu genau: scheitert dieser Versuch, dann haben die Alliierten den Wettlauf um die Zeit verloren.

Deutsches Grenzdorf völlig zerstört

Untat amerikanischer Soldaten in Wallendorf — Der gnadenlose Krieg unserer Feinde

TRIER, 12. Oktober. Amerikanische Truppen haben den Grenzdorf Wallendorf im Sauerbrückenkopf, in den sie vorübergehend eingedrungen waren, ohne jeden Grund vor den Augen der Einwohner angezündet und niedergebrannt. Einzelne amerikanische Soldaten gingen von Gehört zu Gehört, warfen angezündete Strohwinde in die Scheunen, damit das gesamte Hab und Gut niederbrannte. Die Einwohnerschaft selbst mußte auf einer nahegelegenen Wiese zwei Stunden mit erhobenen Armen zusehen, wie vor ihren Augen das Heimatdorf niederbrannte. Auf der Wiese befanden sich Einwohner von 70 Jahren bis herunter zu zwei Jahren. Diejenigen Häuser, die nicht richtig abgebrannt waren, wurden am nächsten Tage von den amerikanischen Soldaten endgültig eingeschert.

Deutschland von der Karte auslöschen, zerstören und vernichten, das ist der Inhalt des Morgenthau-Planes, den Roosevelt und Churchill soeben in Quebec endgültig gebilligt haben. Die Niederbrennung des deutschen Grenzdorfes Wallendorf ist die erste Probe aufs Exempel. So werden die jüdischen Vernichtungsparolen des Feindes in die Praxis umgesetzt. Die Art, in der sich die anglo-amerikanischen Truppen ihres Befehls entledigen, zeugt von dem gleichen Geist, der die britischen und amerikanischen Luftgänger beherrscht, die deutsche Städte und Dörfer überfallen, die harmlose Spaziergänger auf den Straßen im Tiefflug niederknallen und die sich eine Freude daraus machen, deutsche

Kulturstätten und Kunstwerke niederzubrennen. Diese Soldaten, die Wallendorf dem Erdboden gleichmachten, sind von dem gleichen Schläge wie jene Luftpiraten, die sich zur „Murder Incorporated“ zusammenschlossen und den Mord von deutschen Menschen und die Zerstörung der Heimatstätten gewissermaßen zum Vereinsstatut erhoben.

Das Schicksal von Wallendorf ist uns der eindeutige Beweis dafür, daß der Gegner in jeder Form die von Morgenthau aufgestellten Parolen auch tatsächlich verwirklicht. Ganz Deutschland würde in eine Wüste verwandelt werden, seine Dörfer würden verschwinden, seine Städte in Schutt und Asche gelegt werden, gelänge es dem Feind, jemals Deutschland zu besetzen. Das Beispiel Wallendorf kann und wird uns nur erneuter Anlaß sein, mit aller Verbissenheit und mit einem ungeheuren Fanatismus deutschen Boden gegen den Feind im Westen sowohl wie im Osten zu verteidigen. Der gnadenlose Krieg zwingt uns dazu, unsere letzte Kraft einzusetzen. Unsere deutschen Soldaten werden dem Feind die Antwort für Wallendorf nicht schuldig bleiben!

Das Leben in Paris

Die Seimemetropole gleicht einer belagerten Stadt

BERN, 12. Oktober. Ueber die Zustände, die in Paris und Umgebung unter der USA-Besatzung herrschen, meldet ein Berichterstatter der „Schweizer Illustrierten Zeitung“, der soeben aus Frankreich zurückgekehrt ist: Paris gleicht einer belagerten Stadt. Jede Zufahrtsstraße ist peinlich genau abgesehen und die Nebenwege sind mit Verbotstafeln versehen. Ueberall stehen Yanks mit schußbereiter Waffe. Auf französische Zivilisten, die den militärischen Anordnungen nicht auf der Stelle Folge leisten, wird ein kurzes Verfahren angewendet: die Wachtposten jagen bei der geringsten Zuwiderhandlung ihre Ladung aus der Maschinenpistole. Bei dem Betreten der Hauptstadt Frankreichs nimmt uns ein grauer Alltag in Empfang. Milch in kleinen Rationen ist lediglich für Säuglinge und für Kranke verfügbar. Früchte gibt es keine. Fleisch ist eine Rarität. Um die monatlichen 90 g Fleisch zu bekommen, muß man morgens Schlange stehen. Dem Winter sieht der Pariser mit größerer Besorgnis entgegen, denn es gibt praktisch keine Kohle.

Seit dem Einzug der Anglo-Amerikaner hat sich die Arbeitslosigkeit ausgedehnt, denn alle großen Industrieunternehmen sind wegen Kohlenmangel lahmgelegt. Die Verkaufsläden in Paris sind drei Tage in der Woche geschlossen, die Kaffeehäuser ebenfalls. Die Kinos mußten ihren Betrieb einstellen bis auf eines an dem Champs Elysees: hier läuft eine amerikanische Wochenschau. Paris gleicht einer belagerten Stadt, so faßt der schweizerische Journalist seine Eindrücke nochmals zusammen. Der Blutkreislauf ist gestört. Das Leben beginnt aufzuhören. Der Preis, den die Pariser für die „Befreiung“ bezahlt haben, ist hoch.

Der Flugplatz von Kweilin zerstört

STOCKHOLM. Anlässlich der japanischen Erfolge in China und des bevorstehenden Falls Kweilins, wo die Amerikaner einen großen Flugplatz erbaut hatten, muß die USA-Zeitschrift „Time“ die sichtbare Ueberlegenheit der Japaner zu Lande zugeben. Die Zeitschrift klagt darüber, daß die USA 70 Millionen USA-Dollar in die Anlage dieses wichtigen Flugplatzes gesteckt hatten, den sie nun, da sie sich zurückziehen müßten, zu zerstören gezwungen waren.

Bandenkrieg gegen Franco

Die rotspanischen Umrtriebe in Südfrankreich — Attackierung des spanischen Generalkonsuls

GENÈVE, 12. Oktober. Um im südfranzösischen Grenzgebiet das durch die Umrtriebe der rotspanischen Banden geschaffene Chaos nicht überhandnehmen zu lassen, mußten sogar schon amerikanische Truppen zu Sicherungszwecken an die Grenze abkommandiert werden. Seit der Besetzung Frankreichs durch die Anglo-Amerikaner haben sich die Provokationen der rotspanischen Banditen gehäuft. Angehörige der F. A. I. hatten in Paris eine Reihe von Gebäuden gestürmt, die sich im Besitz des spanischen Staates befanden. Der spanische Generalkonsul und prominente Mitglieder der spanischen Kolonie wurden attackiert. Sie mußten im Hotel Bristol Zuflucht nehmen, wo sie von spanischen Bolschewisten beschossen und belagert wurden. Erst nach Intervention der amerikanischen Besatzungsbehörde wurden die Gebäude der spanischen Botschaft geräumt und die im Hotel Bristol eingeschlossenen Spanier befreit. Die spanischen Konsulatsgebäude in Toulouse und Pau wurden von Rotspaniern gestürmt und geplündert.

In letzter Zeit haben die Rotspanier starke Banden bewaffneter F. A. I.-Leute an der spanisch-französischen Grenze konzentriert, die unter dem Befehl des Schusters Camillo Delarosa, der sich selbst zum Oberst ernannt hat, vor einigen Tagen versuchten, in die spanische Provinz Navarra einzudringen. Der Militärkommandant von Catalonien, General Morcillo, hat Anweisungen für eine verstärkte Grenzschutzung gegeben und angeordnet, daß alle Versuche dieser Art rückwärts verhindert werden sollen.

Im Hinblick auf die überaus gespannte Lage in Südfrankreich waren die spanischen Behörden gezwungen, eine für Belgien über das Rote Kreuz vorbereitete Lebensmittellieferung zu suspendieren. In einer aus Stockholm eingegangenen Londoner Meldung heißt es, daß der Bürgerkrieg in Spanien jederzeit in großem Maß aufflackern könne. Die Rotspanier hätten bereits einen Bandenkrieg gegen Franco eingeleitet. Ueberaus aktiv sind nach einer anderen Meldung auch die in Französisch-Marokko ansässigen Rotspanier. Mit Hilfe französischer Kommunisten werde unter ihnen eine Miliz organisiert, die offenkundig den Zweck habe, für unterirdische Zwecke in Spanien eingesetzt zu werden.

Roosevelt braucht die Juden

Stimmensicherung für seine Präsidentenwiederwahl
GENÈVE, 12. Oktober. Roosevelts größte Sorge ist zurzeit die Stimmensicherung für seine Wiederwahl zum Präsidenten. Diesem Zweck dienen Besprechungen, die er mit dem Rabbiner Stephan Wise, dem Verbindungsmann des Weißen Hauses zu den Millionen USA-Juden, hatte. Wenngleich die Juden dem USA-Präsidenten bisher immer treue Gefolgschaft geleistet haben, wofür er sich ihnen gegenüber in jeder Weise gefällig erwies, so scheint es ihm doch empfehlenswert, sich dieser mächtigsten Kreise noch mit einem Versprechen zu versichern. Roosevelt beteuerte dem Rabbiner, daß er die unbegrenzte jüdische Einwanderung in Palästina in jeder Weise unterstützen werde. In einer Botschaft an die 49. Konvention der amerikanischen Zionisten will Roosevelt diese Zusage noch erhärten.

Kampfgesetze des Lebens

Von Karl Kieckbusch

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt. Wer verliere nicht von selbst auf die Worte, wo vom Kampf als „Vater aller Dinge“ die Rede ist. „Das Leben ist Kampf“, sagt der Bürger in Zuge seiner kleinen Sorgen, sagt aber auch die Geschichte, wo es um das Schicksal ganzer Nationen geht. Wenn das aber einmal der Fall ist, dann erstarrt all Lächerlichkeit zur hilflosen Grimasse, und die Menschen bedürfen schon einer gewissen Zeit, ehe sie ihre Augen an das harte Licht der Tatsachen gewöhnen. Wer die heiligen und unveränderlichen Grundsätze des Lebens zu gedankenlosen Sprüchen in Alltag erniedrigt, braucht Zeit, ehe er in der Stunde der Not erkennt, wieviel größer und schwerer ihr Sinn in Wahrheit ist.

Solch eine Zeit, in der das Lächerliche den Tod der Lächerlichkeit stirbt, das Erhabene aber zum geringsten Quell einer neuen Lebenskraft wird, das ist die Zeit des totalen Krieges! Wer wollte heute wohl noch um kleine Vorteile des Lebens kämpfen, wenn die Bolschewist an der Grenze Ostpreußens steht und die Anglo-Amerikaner uns im Westen bestürmt. Die kleinen Sorgen des einzelnen sind durch die große Not des ganzen Volkes überwunden. Die Nervenkraft unserer Völker ist auf das Äußerste angespannt, sie ist aber auch auf die letzten und entscheidenden Ziele konzentriert.

So ist der totale Krieg zur innersten und tiefgreifenden Läuterung unseres Lebens geworden. Der Kampf ist anfänglich immer nur ein Zustand, noch keineswegs aber eine Entscheidung. Die Tatsache, daß wir das Leben gekämpft werden muß, ist noch lange kein Grund, deswegen das Leben verloren zu geben. Alles, was steht der Kampf unter dem unerbittlichen Gesetz, ihn entweder zu gewinnen oder aber, ihn zu verlieren. Für die neutrale Ruhe, die das Schaukelspiel mit dem Entweder und dem Oder gestattet, ist nun kein Platz mehr. Siegen müssen mit letzter Kraft, um zu leben, oder sterben müssen für die Schwäche eines vorzeitig und feige beendeten Kampfes, das ist das Gesetz des totalen Krieges.

Rückläufige Bewegungen des Kampfes, die zu Läuterung und damit zur Bereitstellung neuer Kräfte konzentrationen führen, sind oftmals eher ein Schritt zum endgültigen Siege, als allzuleicht errungene Erfolge. Jeder Teilerfolg, der doch die letzte Entscheidung noch nicht in sich trägt, birgt die Gefahr aller großer Zuversicht und der Leichtgläubigkeit in sich. Entfallen aber, die bisherige Schwächen und Fehler zu überwinden und damit zu sofortigen wirksamen Gegenmaßnahmen führen, verschönern zwar keineswegs die Gegenwart, brauchen aber dennoch für die Zukunft nicht tröstlos zu stimmen.

Es darf den Starken, der im Kampf steht, auch nicht erschüttern, daß er mit der wachsenden Härte des Kampfes auch immer einsamer wird. Der Verlust seiner Freunde und Bundesgenossen ist nicht allein schon ein Beweis seiner Schwäche, sondern vor allem ein Beweis dafür, daß er eben härter ist, als alle anderen waren. Gerade darin aber liegt für ihn die Chance, nun auch so hart zu sein oder es zu werden, daß er damit den Kampf am Ende dennoch gewinnt.

Eines allerdings ist ein weiteres Gesetz des Lebens: Es kann immer nur eine letzte Besinnung auf die für den letzten Kampf auszuschöpfende Kräfte geben. Zweimal kann man sich nicht auf ein Letztes und dann noch ein Allerletztes besinnen. Unsere Gegner in diesem totalen Krieg haben ihre Besinnung hinter sich. Sie haben aber die Entscheidung damit nicht erreicht. Uns dagegen haben sie nunmehr zur Besinnung auch auf unsere letzten Kräfte und Möglichkeiten gebracht. Die Stunde des vollen Einsatzes unserer daraus gewonnenen Reserven kommt erst noch!

Der Anfang des Krieges stand im Zeichen leichter und raumgreifender deutscher Erfolge. Wir haben intensiv zu nützen verstanden und sie dem Gegner nur unter schweren Opfern für diesen wieder abgetreten. Tatsache ist, daß unsere leichten Erfolge zu Anfang keine Entscheidung erzwingen. Wir hatten in blitzschnellen Zupacken schon beide Hände zum Griff an die Gurgel des Feindes erhoben. Dieser aber besann sich rechtzeitig, und in einer gewaltigen Reorganisation des Lebens überschüttete er uns in der Offensive gerade dieses Jahres mit der ganzen Gewalt seiner dadurch neugebildeten Armeen.

Nun war es an uns: entweder zu zerbrechen oder auch unsererseits das Leben ganz auf den Krieg einzustellen. Die Welt weiß heute mit uns, daß wir nicht zerbrochen sind und, daß es dem Gegner auch nicht mehr gelingen kann, den von ihm forcierten Wettlauf mit der Zeit bis zum Wirksamwerden unserer Besinnung zu gewinnen. Was wir hier die Besinnung unseres Volkes nannten, ist in Wahrheit die Umrüstung unserer Armee auf neue Waffen aus allen dafür schaffenden Kräften der Heimat. Ist sie vollzogen, so ist das Recht zum ersten Zuge wieder bei uns.

Hart geworden durch den Kampf, geläutert von aller Lächerlichkeit eines unkriegerischen Lebens, greift das deutsche Volk dann nach dem erhabenen Siege des Seins über das Nichtsein!

Keine Hoffnung für Tschungking

GENÈVE. Die bitteren Klagen aus Tschungking über die völlig unzureichenden Lieferungen der Vereinigten Staaten seien, so schreibt der USA-Korrespondent der „News Chronicle“, in Washington nicht demontiert worden. Es ergebe sich aus den offiziellen Zahlen, daß bis Ende Juni dieses Jahres sage und schreibe nur ein halbes Prozent der amerikanischen Pacht- und Leihlieferungen nach China durchgeschickten. Die Aussicht auf eine wesentliche Besserung dieses Zustandes sei gering, denn die neue Lado-Straße werde nicht einmal so viel Fracht bewältigen können wie die Luftlinie über das Himalaja-Gebirge von Assam nach Yunnan. Die zu ständigen Stellen gäben zu, daß über diese Flugstraße fast nur Fliegerbenzin, Ersatzteile und Munition für die USA-Luftwaffe nach China gebracht würden und daß das chinesische Heer so gut wie gar kein Kriegsmaterial erhalte.

Mikolajczyk unterwirft sich

Zur „Besprechung“ in Moskau eingetroffen

STOCKHOLM, 12. Oktober. Wie Reuter meldet, ist der exilpolnische „Ministerpräsident“ Mikolajczyk in Moskau eingetroffen. Er ist eingeladen worden, sich an den Besprechungen zwischen Churchill und Stalin zu beteiligen, soweit sich diese um die polnische Frage bewegen. Vermutlich hofft Churchill, nachdem er bereits in Teheran den polnischen Verbündeten an der Moskauer Verräter hat, durch seine Anwesenheit bei der Grundsatzbesprechung die Unterwerfung unter das bolschewistische Lubliner Polenkomitee zu erleichtern. Dies wird durch die Moskauer Zeitung „Wotschernaja Moskwa“ unterstrichen, derzufolge bei den Besprechungen Churchill im Kreml eine Entscheidung hinsichtlich des Eintritts Mikolajczyks und seiner Kollegen in den Lubliner polnischen Sowjets gefunden werden müsse.

Das wahre Gesicht des Bolschewismus

„Volksgerichte“ wüten in Litauen — Todesurteile am laufenden Band

Dr. K. MEMEL, 13. Oktober.

Um den Schein der angeblichen Demokratisierung der Sowjetunion aufrechtzuerhalten, lassen es sich die Machthaber des Bolschewismus angelegen sein, allen ihren Maßnahmen ein „demokratisches“ Gewand umzuhängen. Der demokratische Schein soll ersetzen und verdecken, was an volksvernichtender bolschewistischer Wirklichkeit allen anderen Völkern die Augen öffnen könnte über das wahre Wesen des Bolschewismus. Das unglückliche litauische Volk lernt in diesen Wochen die berüchtigte Justiz der Sowjetunion nicht nur zum zweiten Male kennen, es muß obendrein feststellen, daß die Methoden in der sowjetischen „Rechtsprechung“ noch rücksichtsloser und willkürlicher geworden sind, als sie es im Schreckensjahr 1940/41 schon waren.

Die berüchtigten bolschewistischen Volksgerichte haben überall im besetzten Litauen ihre Tätigkeit wieder aufgenommen und arbeiten in den Städten wie in den kleinsten Dörfern auf Hochtour. In welcher Art diese „Volksgerichte“ arbeiten, lassen Berichte von Flüchtlingen aus Schaulen erkennen, die solche „Verhandlung“ persönlich mitgemacht haben.

Der Bevölkerung jeder Gemeinde ist es sofort nach der bolschewistischen Besetzung bei Todesstrafe verboten worden, das Weichbild der Gemeinde zu verlassen. Es soll so verhindert werden, daß die Dorfbewohner flüchten oder ihre Erfahrungen und Erlebnisse untereinander austauschen. Nachdem so alle Orte voneinander abgesperrt sind, wird für einen bestimmten Tag ein Volksgericht im Dorf angekündigt, um das Gewissen der Einwohner zu regeln. Zu diesem Zwecke müssen die von den Sowjets als Vertrauensleute eingesetzten Gemeindevorsteher eine Liste aller Einwohner einreichen. Mit Vorliebe werden diese Volksgerichte von der Sowjetverwaltung in den nassen untereinander austauschen. Nachdem so alle Männer und Frauen vom 15. Lebensjahr aufwärts vollständig einzufinden haben. Als „Volksrichter“ fungieren zwei ortsfremde Kommunisten, zwei Juden und ein einheimischer Kommunist. Die Versammelten werden aufgefordert, über die Dorfbewohner alles zu sagen, was sie gegen die einzelne Person vorzubringen haben. Schweigend, mit entsetzten Augen in den vorbanger Erwartung grauen Gesichtern, stehen die Dorfbewohner vor dem Tribunal. „Es ist eine schreckliche Prozedur“, so sagte ein Flüchtling, „die hier Kinder

und Greise, Männer und Frauen über sich ergehen lassen müssen. Sie wissen, daß neidische Nachbarn und übelwollende Denunzianten es leicht haben, ihren persönlichen Rachegefühlen und Abneigungen freien Lauf zu lassen.“

Nur Todesurteil und Zwangsarbeit

Der Gemeindevorsteher verliest dann einzeln die Namen der Dorfbewohner, und zu jedem wird entweder von den Richtern selbst oder aus der Mitte der Versammlung heraus dann eine mehr oder minder lange Liste von Verfehlungen bekanntgegeben. In der Regel bleibt kaum jemand ohne Anschuldigungen, von denen die geringsten schon strenge Strafen nach sich ziehen. Die Volksgerichte der Bolschewisten verhängen dabei in Litauen augenblicklich drei Straf-Kategorien. Die schwerste Strafe ist die Verurteilung zu Karzer, was aber praktisch stets ein Todesurteil bedeutet. Noch kein zu Karzer verurteilter Litauer ist nach dem Gewaltspruch lebendig wiedergesehen worden. Die „Arbeit im Fernen“ ist das nächste Strafmaß, das nichts weniger als Deportation zur Zwangsarbeit in die Straflager der Sowjetunion bedeutet. Als geringste Strafe gilt die Verurteilung zu örtlichen Arbeiten, die zwar in der näheren Umgebung des Gerichtsortes geleistet werden müssen, aber unter Umständen, die meistens zu Siechtum und körperlichem Zusammenbruch führen.

Es trifft den Beamten wie den Bauern

Die fünf sowjetischen „Volksrichter“ fällen ihr Urteil, gegen das es keinen Einspruch gibt, meistens ohne mehr als die einseitigen Anschuldigungen der Ankläger zu hören. Tatsächlich sind die Strafen gegen alle unbedingten und mißliebigen Elemente der Bevölkerung schon vorher festgesetzt. Daß alle diejenigen, die sich im nationalitalienischen Sinne vor und während der Bolschewistenherrschaft betätigt haben, daß ferner die Angehörigen der landeseigenen Verwaltung und die Angestellten der deutschen Dienststellen ebenso wie sämtliche Polizeibeamten und Gegner des Kommunismus der Strafe zu Karzer, d. h. dem Genickschuß, verfallen, ist selbstverständlich. Aber auch alle die fleißigen und tüchtigen litauischen Bauern, die während der deutschen Besatzungszeit ihre landwirtschaftliche Ablieferungspflicht erfüllt oder ihren einst von den Bolschewisten enteigneten Grundbesitz zurück erhalten haben, sind von vornherein Todeskandidaten. Mit der Verschleppung zur Zwangsarbeit nach Sibirien

haben alle Bauern als Kulaken zu rechnen, sowie diejenigen Personen, die als Kutscher oder Waschfrauen Dienste für deutsche Soldaten leisteten. Es genügt schon, deutsche Einquartierung im Hause gehabt zu werden.

Zwangsarbeiter müssen hungern

Die allgemein zu öffentlichen Arbeiten im Lande selbst herangezogene Bevölkerung hat zwölf Stunden täglich unter Aufsicht von NKWD-Soldaten beim Bau von Stellungen, Instandsetzung der Bahnlinien oder Anlage von Straßen und Wegen zu arbeiten. Im günstigsten Falle erhalten diese Zwangsarbeiter, die also keineswegs durch das Urteil eines sowjetischen Volksgerichtes dazu verurteilt, sondern durch Verwaltungsakt der Sowjets dazu bestimmt sind, an Verpflegung 200 g Brot für den Tag; meistens jedoch bekommen sie auch dieses nicht, sondern müssen sich während der Mittagspause ihre Nahrung selbst in der Umgebung ihres Arbeitsplatzes „suchen“. Ueber das Schicksal der zur Zwangsarbeit Verschiedenen hört man nur wenig. Alle diese, die unter Bewachung von NKWD-Kommandos einmal ihr Dorf verließen, werden von den Zurückgebliebenen zu den Toten gezählt.

Das ist die von den Bolschewisten als demokratisch gepriesene Volksjustiz, eine Schreckensherrschaft der Minderwertigen, der asozialen und verbrecherischen Elemente, die ihren Minderwertigkeits- und Haßgefühlen gegen alle anständigen Teile der Bevölkerung jeden Ausdruck verleihen können. Im Namen des Sowjetvolkes werden die besten und wertvollsten Menschen systematisch liquidiert. Mit dem Schein des Rechts wird ein Ausrottungsfeldzug gegen ein Volk geführt, das auf diese grauenvolle Weise schnell und gründlich bolschewisiert werden soll.

Wiederholung der Ereignisse von 1940

Das Schicksal der baltischen Länder

GENF, 12. Oktober. Die Behauptung der Zeitschrift „New Statesman and Nation“, daß die Behandlung der baltischen Staaten durch Moskau „keinerlei Verletzung der Elementarrechte“ darstelle, greift, „Weekly Review“ in einem Sonderartikel an und sagt, es sei nützlich, die Engländer an die Leiden der drei Länder im Jahre 1940 zu erinnern. Man müsse deshalb heute mit Recht das Schicksal für sie fürchten. Als damals sowjetische Truppen Estland, Lettland und Litauen besetzten, seien zuerst alle Zuchthäuser entlassen worden. Die Sowjets hätten bolschewistische Regierungen eingesetzt, sämtliche Verbindungen zur Außenwelt abgeschnitten und sogenannte Parlamenten gewählt. Nur Männer, die von den Moskauer Machthabern geprüft und für gut befunden wurden, durften kandidieren.

Die abgegebenen Stimmen haben man nicht erst gezählt, da das Wahlergebnis von vornherein feststand. Als Beispiel möge die Meldung einer Londoner Zeitung gelten, die die Wahlergebnisse bereits 24 Stunden vor der Abstimmung von der TASS-Agentur übernommen hatte. Bei Zusammentritt der neuen Parlamente, die von sowjetischen Truppen umstellt gewesen seien, habe die „Bitte“ um Aufnahme in den sowjetischen Staatsverband an oberster Stelle der Tagesordnung gestanden. Danach hätten die Verhaftungen und Hinrichtungen der nationalen Führer begonnen. Tausende und aber tausende Menschen seien erschossen, weitere tausende Männer, Frauen und Kinder nach Sibirien zu Zwangsarbeiten verschleppt worden. Der Wiederholung dieser Ereignisse sehen sich nun die Esten, Litauer und Letten gegenüber.

WIR BERICHTEN IN KÜRZE

Die Not in Finnland

Wie Exchange Telegraph aus Helsinki meldet, hat die allgemeine Nahrungs- und Wirtschaftslage Finnlands jetzt einen Tiefstand erreicht. Lebensmittel seien fast nur über den Schwarzhandel zu unerschwinglichen Preisen zu erhalten. Die finnische Mark sei von der Inflation bedroht, das Transportwesen liegt völlig darnieder.

Streiks in England

Wie aus einem „New Leader“-Bericht hervorgeht, streikten in der vergangenen Woche 14 000 Arbeiter der Austin-Werke in Birmingham. Augenblicklich streikten die Dockarbeiter von Newcastle, zu deren Ersatz Bergleute verschiedener Zechen in Durham und Südwales herangezogen wurden. Eine Streikdrohung liegt von 70 000 Bergarbeitern Schottlands vor.

Sowjetunion fordert iranische Ölquellen

Die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten — von England ist nicht die Rede — verhandeln nach einer Moskauer Meldung in „Göteborgs-Morgenposten“ zurzeit in Iran. Die Sowjets wünschen Konzessionen für diejenigen iranischen Ölquellen zu erhalten, die im Norden des Landes festgestellt worden sind.

Schweres Erdbeben in Anatolien

Über 2300 Häuser wurden zerstört und mehrere Ortschaften durch ein Erdbeben, das vor einigen Tagen Anatolien heimsuchte, nahezu dem Erdboden gleichgemacht, so meldet „Svenska Dagbladet“ aus Ankara.

150 Rubel Kopfgeld

Juden liefern die Esten den Henkern aus

RIGA. An der Riga-Düna-Front gelang es dem Fahrer der Brauerei Joehvi, Tonnis Plik, nach abenteuerlicher Flucht die deutschen Stellungen zu erreichen. Er machte vor den Deutschen folgende Aussagen:

„Der Grund für meine Flucht aus Sowjetland war, daß in Reval kein arbeitender Mensch seines Lebens mehr sicher ist. Da es sich auch in Estland herumgesprochen hat, daß die Bolschewisten in allen von ihnen besetzten Gebieten Arbeiter in die Sowjetunion verschleppen, verschleppen die Esten bei der bolschewistischen Personenaufnahme ihre Fachausbildung. Eine Freiwilligenwerbung zur Arbeit in der Sowjetunion hatte keinen Erfolg. Daraufhin setzten die Bolschewisten eine Kopfpflicht für jeden gemeldeten estnischen Facharbeiter aus. Der Judalohn betrug zuerst 75 Rubel, bereits eine Woche später wurde er auf 150 Rubel erhöht. Jetzt blieb der Erfolg nicht aus. Tägliche waren die Juden in dem Gebäude des NKWD zu sehen, die unschuldigen Menschen dem Henker auslieferten. Der Getreidehändler Moische Cohn brachte es nach eigener Aussage in einer Woche auf über 180 Anzeigen.“

Wohin mit der „Normandie“?

GENF. Wie aus New York berichtet wird, will niemand den ehemaligen französischen Luxusdampfer „Normandie“ haben. Seitdem die USA-Marine vor einiger Zeit die Reparaturarbeiten an dem ausgebrannten Luxusdampfer einstellen ließ, haben über die Verwendungsmöglichkeiten des Schiffes lange Diskussionen stattgefunden. Die Bundesseefahrtsbehörde hat gleichfalls jegliches Interesse an dem Schiff aufgegeben, da es zu lange dauern und zu kostspielig sein würde, um den Dampfer wieder seefähig zu machen. Von den Franzosen wird angenommen, daß sie Heber Bargeld für die „Normandie“ erhalten möchten.

Heißes Ringen in der Schlacht um Aachen

Weiter schwere Kämpfe im Brückenkopf südlich der Westerschelde — Heftige Kämpfe in Südungarn Voller Abwehrerfolg unserer Truppen nördlich Warschau

FÜHRERHAUPTQUARTIER, 12. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gab am Donnerstag bekannt:

In Holland kam es in den letzten Tagen zu weiteren schweren Kämpfen im Brückenkopf südlich der Westerschelde. Der östlich Breskens gelandete Feind erlitt durch Artilleriefeuer und Gegenangriffe schwere Verluste. Die nach Süd-Beverland führende Landbrücke, die durch starke kanadische Angriffe vorübergehend unterbrochen war, wurde wieder freigelegt.

In der Schlacht um Aachen drängten unsere Gegenangriffe die amerikanischen Verbände nördlich der Stadt in die Verteidigung. Östlich der Stadt hat der Feind nach heftigen Ringen einigen Boden gewonnen können. Unsere Grenadiere schlugen im Wald von Roethen den mit starken Kräften wiederholt angreifenden Gegner zurück.

Auch in den Frontabschnitten von Metz bis östlich Epinal wurden örtliche, zum Teil von Panzern unterstützte Angriffe des Gegners abgewiesen. Östlich Remiremont dauern die harten Kämpfe mit den in unsere Stellungen eingedrungenen algerischen und marokkanischen Verbänden an.

Vor unseren Küstenstützpunkten beschränkte das herbstliche Wetter den Kampf auf beiderseitige Artillerie- und Aufklärungsaktivität.

Das „V-1“-Störungsfeuer auf London wurde fortgesetzt.

Im etruskischen Apennin nahmen die Kämpfe beiderseits der Straße Florenz-Bologna im Laufe des Tages an Heftigkeit zu. Die auf breiter Front geführten feindlichen Angriffe wurden zerschlagen. Nur eine Bergstellung, die dreimal den Besitzer gewechselt hat, befand sich am Abend in der Hand des Feindes.

Auf dem Balkan verstärkt sich der Druck der Sowjets im Raum zwischen Zajecar und Belgrad, vor allem an der unteren Morawa.

Sicherungsfahrzeuge der Kriegsmarine schossen in der Ägäis ein britisches Schnellboot in Brand und beschädigten ein weiteres durch Artilleriefeuer. Im gleichen Seegebiet wehrte Bordflak eines Truppengeleits 16 erfolglos angreifende Bomber ab und brachte fünf von ihnen zum Absturz. Außerdem erlitt ein feindliches Unterseeboot im Kampf mit einem deutschen Sicherungsfahrzeug schwere Beschädigungen.

Heftige Kämpfe sind in Südungarn mit dem über die Theiß nach Westen vordringenden Feind im Gange. Ein ungarischer Kavallerieverband warf den auf

Kocksemet vorgedrungenen Feind über den Fluß nach Osten zurück.

Südlich Debrecen wird weiter erbittert gerungen. Nach harten Gefechten setzten sich unsere Truppen aus dem Raum von Klausenburg befehlsgemäß nach Norden ab. Scharf nachdrängender Feind wurde zurückgeworfen.

Truppen des Heeres und der Waffen-SS errangen nördlich Warschau einen vollen Abwehrerfolg gegen die angreifenden Sowjets. Auch südlich Rozan und bei Wilkowischen blieben stärkere feindliche Angriffe erfolglos. Die schweren Kämpfe nördlich Tilsit und im Memelgebiet dauern weiter an. 42 feindliche Panzer wurden vernichtet. Versuche des Gegners, unseren Brückenkopf um Memel einzudringen, scheiterten am zähen Widerstand der Besatzung.

Bei Riga traten die Bolschewisten mit zahlreichen Infanterie- und Panzerverbänden zum Angriff an. Der Anstrom brach zusammen. Die auf der Halbinsel Sworbe angreifenden Bolschewisten wurden abgewiesen, ein Landungsversuch von Westen her vereitelt.

An der Eisernfront wehrten unsere Gebirgsjäger in schweren Kämpfen die Umfassungangriffe überlegener sowjetischer Kräfte ab und vernichteten dabei ein bolschewistisches Regiment. Die an der Fischerhalbinsel gelandeten feindlichen Kräfte wurden aufgefangen.

Bei Luftschlachten über Petsamo am 9. und 11. Oktober verloren die Sowjets 110 Flugzeuge, davon 89 durch Jäger.

Nordamerikanische Terrorflieger warfen Bomben auf Wien, Köln und Koblenz. Einzelne britische Störflugzeuge griffen in der vergangenen Nacht die Reichshauptstadt an. Trotz erschwelter Abwehrbedingungen schoß die Flakartillerie der Luftwaffe 11 viermotorige Bomber und zwei Jäger ab.

Ergänzend zum Wehrmachtbericht wird aus dem Hauptquartier gemeldet:

In den schweren Abwehrkämpfen nördlich der Memel hat sich die schlesisch-sudetendeutsche 5. Panzerdivision unter Führung von Generalleutnant Decker durch beispielhaften Kampfeinsatz erneut hervorgetan. — Im Nordabschnitt der Ostfront hat sich das norddeutsche Werferregiment 70 unter Führung von Oberst Martens hervorragend bewährt. — Eine Gruppe der Donauflotte der Kriegsmarine unter Führung von Korvettenkapitän V. Koschu kämpfte sich vom 5. bis 7. Oktober mit zehn Schleppern von insgesamt 71 beladenen Leichtern unter fortgesetzten feindlichen Angriffen bei geringen eigenen Verlusten durch das von Sowjets und Banden besetzte Banat von Moldowa bis Neusatz donaufwärts durch und führte damit eine große Menge wertvoller Güter zurück.



Der norditalienische Kampfraum

Frau hinterm Pflug

ROMAN VON MARIA SCHMIDTSBERG

(1. Fortsetzung und Schluß.)

Vor Hannes geistigem Auge tauchte ein Zukunftsbild auf: Sie sah sich an der Seite eines guten Mannes, der des Lebens Lust und Lust mit ihr teilte, sah sich schaffen auf eigener Scholle, umgeben von blühenden Kindern. Da wandte die Karl das Gesicht zu und sagte mit einem lieben Lächeln:

„Du hast lange genug gewartet, Karl. Was meinst du, wenn ich nach der Ernte heirate?“

„Hanne!“ rief Karl in glücklicher Überraschung, und unbekümmert darum, daß sie draußen in der hellen Mittagssonne standen und von allen Seiten beobachtet werden konnten, nahm er die schon so ange und schmerzlich geliebte Frau zum ersten Male in seine Arme.

Mehr als ein Jahrzehnt später hatte Hanne Hollinger Christian Brenken noch einmal wiedergesehen. Sie hatte ihn und das Leid, das sie seinetwegen getragen hatte, damals lange vergessen an der Seite ihres Mannes, inmitten ihrer vier blühenden Kinder, ausgefüllt von einem reichen, befriedigenden Leben segneten Schaffens.

Es war in der Zeit, da die Wogen politischer Kämpfe in unserem Vaterlande recht hoch gingen. Da flatterte eines Tages ein Flugblatt ins Haus, das an der nicht sehr entfernten Kleinstadt eine große politische Versammlung ankündigte und dazu einlud. (Jedner: Pg. Brenken.)

Hanne zeigte das Blatt ihrem Manne und deutete auf den Namen des Redners.

Karl verstand erst nicht recht, aber dann sagte er mit seinem guten Lächeln:

„Meinst du, daß er mit Vornamen Christian heißt?“, wenn du das gerne wissen möchtest, das läßt ich ja leicht feststellen. Ich wollte ohnehin zu der Versammlung, komm doch mit.“

Hanne zögerte einen Augenblick.

„Ja“, sagte sie dann, „ich fahre mit.“

So kam es, daß Hanne am nächsten Sonntag an der Seite ihres Mannes inmitten einer erwartungsvollen, eifrig diskutierenden Menge saß. Sie wartete vielleicht am ungeduldigsten auf den Redner, der mit einer kleinen Verspätung eintraf.

Als er dann die Bühne des großen Saals betrat, sah sie sofort, daß es Christian war. Die Züge seines schmalen Gesichts waren nur etwas schärfer geworden, sein Haar an den Schläfen schon leicht angegraut. Aber seine Gestalt war hoch und straff und soldatisch wie ehemals.

Und dann hörte sie seine Stimme. Sie lauschte seinen mitreißenden, auftrübenden Worten. Nie hätte Hanne in dem damals wortkargen Manne einen so glänzenden Redner vermutet. Man spürte es förmlich, wie er die Zuhörer in seine Gedankenwege zwang und mit sich fortriß.

Nun wußte Hanne es: Er war ein Kämpfer geblieben! Ein Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes. Nur die Waffen hatte er vertauscht. Nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit dem Wort kämpfte er. Das war seines Lebens hohes Ziel geworden. Es war kein blindes, unsinniges Geschick gewesen, das ihn damals mit fortriß, sondern das weise Walten der Vorsehung. Nun stand er an seinem Platze — wie sie an dem ihren.

Und sacht stahl sich ihre Hand in die ihres Mannes und faßte sie mit festem Druck.

Ende

Das, wonach ich ringe, ist eine stets gespannte Kraft des Gemüts, die auch in jahrelanger Untätigkeit und äußerer Ohnmacht nicht erschläft, die alle Schläge des Schicksals mit eiserner Stärke erträgt, um endlich, wenn der langersehnte Augenblick sich darbietet, einzugreifen und dem böswilligen Verhängnis die Hoffnung mit Gewalt zu entreißen.

Carl von Clausewitz

Ein Bündel Anekdoten

Holbeins Bein

Der Maler strich in Basel nichts an als Basel selber; und der nämliche Umstand, der sein Genie in diese architektonische Farberei hineinzwang, nötigte es auch, daß es oft darin Raststunden hielt — er soff nämlich entsetzlich. Ein Bauherr, dessen Name in der Geschichte fehlt, trat oft in die Haustüre und zankte zum Gerüst hinauf, wenn die Beine des Hausmalers, anstatt davon herunterzuhängen — denn mehr war vom Maler nicht zu sehen — in der der nächsten Weinkneipe standen und wankten. Schritt nachher Holbein damit über die Gasse daher, so kam ihm jener entgegen und stieg mit ihm aufs Gerüst hinauf. Dieses brachte den Maler, der seine Studien (auch im Trinken) liebte, auf, und er nahm sich vor, den Bauherrn zu ärgern. Da er nämlich das ganze Unglück seinen Beinen verdankte, deren Fruchtgehänge der Mann unter dem Gerüste sehen wollte, so entschloß er sich, eine zweite Auflage von seinen Beinen zu machen und sie an das Haus hängend zu malen, damit jener, wenn er unter der Haustüre hinaufschaute, auf den Gedanken käme, die zwei Beine und ihre Stiefel malten droben fleißig fort. — Und auf diesen Gedanken kam der Bauherr auch; aber da er endlich bemerkte, daß das Vexierfußwerk den ganzen Tag an einer Stelle hänge und sich nicht fortziehe; so wollte er nachsehen, was denn der Meister so lange an einer Partie bessere und retuschiere — und verfügte sich selber hinauf. Droben im Vakuum (Leeren) ersch es leicht, daß der Maler da aufhöre, wo Kniestücke anfangen, beim Knie, und daß der mangelnde Rumpf wieder saufe in einem Alibi.

Ich verdanke es dem Bauherrn nicht, daß er auf dem Gerüst keine Moral aus dem Fußwerk zog; er war zu erbozt.

Jean Paul

Mozart und die Kaiserstochter

Die Kaiserin Maria Theresia nahm immer großen Anteil an dem genialen Knaben Mozart. Eines Tages wo er oftmals konzertierte. Als er seine Aufgabe erledigt hatte, bemächtigten sich die ganz jungen Erzwärter der kleine, damals achtjährige Wolfgang bei Hofe, herzogin Christina und Maria Antoinette des lebhaften Knaben und haschten sich mit ihm durch mehrere Zimmer, wobei Mozart auf dem spiegelflatten Parkett ausglitt und hart zu Boden fiel. Christina stellte sich vor ihn und lachte ihn aus. Da trat die

nachmalige Königin von Frankreich, Maria Antoinette, an den Knaben heran, hob ihn auf, trocknete ihm ihren feinen Tüchlein seine Tränen und küßte ihn tröstend auf die Stirn. Der Junge ließ sie gewahren, sah sie anfänglich nur von der Seite an und sagte endlich rasch entschlossen: „Höre, Antoinette, ich werde Dir etwas sagen — ich heirate Dich!“

Die kleine Erzherzogin war darüber außerordentlich vergnügt und sprang in das Zimmer der Kaiserin mit der frohen Botschaft: „Mama, Mama, Mozart heiratet mich!“

„So?“ lächelte Maria Theresia, „ei, das wäre keine läbliche Partie für Dich!“

Dann nahm sie den kühnen kleinen Knaben auf ihren Schoß und fragte ihn, was ihn zu diesem raschen Entschluß bewogen habe. Mozart erklärte, die Erzherzogin Christina sei an seinem Fall schuld gewesen und habe ihn obendrein noch ausgelacht. Antoinette über habe ihm ihre Teilnahme bezeugt, sie sei also gut, darum heirate er sie auch, denn er wolle nur eine gute Frau haben.

„Ja, das ist richtig und gut“, meinte die Kaiserin, „aber wenn Du sie zur Frau willst, mußt Du auch Kleider haben wie ein Erzherzog!“

Am nächsten Tag kam ein Hoffourier mit einer kaiserlichen Equipage, brachte einen vollständigen Hofanzug für Mozart und eine prächtige Robe für dessen Schwester, die nicht ohne Beklemmung Zeugnis seiner netten kindlichen Szene gewesen war. Dieses Vater ließ sie darauf in ihrem Saate malen. Dieses Bild des kleinen Wolfgang, das ihn als Miniaturstutzer in violettem Seidenbauschrockchen, Spitzenjabot, Degen und gepuderten Haar darstellt, ist heute noch in Mozarteum zu Salzburg zu sehen.

Napoleons Schuhmacher

Eine merkwürdige Geschichte erzählt man sich von dem Elsäßer Guttman, der zu Napoleons Zeiten an der Notre-Dame-Platz in Paris einen Schuhladen hatte. Der junge Artillerie-Hauptmann Bonaparte hatte bei ihm gekauft, hatte Schulden gemacht und wurde von Guttman derart gedrängt, daß er seine Pistolen verkaufen mußte, um den ungeheuren Gläubiger loszuwerden.

Einige Jahre vergingen. Napoleon wurde befehligt und zum allgemeinen Abgott. Guttman tat sein Vergehen von damals leid, er bat als Mitglied einer Schuhmacher-Deputation um eine Audienz, aber Napoleon hatte seine Schwierigkeiten nicht vergessen und lehnte kalt ab. Am Tage der Kaiserkrönung Napoleons erhängte sich Guttman.

Stadtzeitung

Ein viertel Pfund Butter und ein Viertel Milch

Was wissen Sie von unserer Milchwirtschaft? — Die „W. Z.“ besucht eine Molkerei

Kameraden

Kameradschaft findet ihr immer dort am ehesten, wo Not und Gefahr am nächsten. Darum auch gibt es wahre Kameradschaft, selbstlose Hingabe ohne große Worte unter jenen am ehesten, die gewohnt sind, Tod und Gefahr stündlich ins Auge zu sehen: unter den Soldaten. Ungezählte Begebnisse des Krieges bezeugen es. Ihrer sehr viele kennt auch die Heimat. Immer, wenn feindlicher Terror unsere Städte heimsuchte, klang brausend auf das Lied vom braven Mann, gesungen von denen, die in den Stunden der Not einen unbekannten Helfer zur Seite fanden, dem sie Errettung kostbaren Besitzes und nicht selten ihres oder ihrer Angehörigen Leben verdankten. Oft waren es die Männer der Feuerwehren, der Luftschutzpolizei, Hitlerjungen, irgendein namenloser Parteigenosse und — Soldaten. Von einem will ich heute erzählen:

Dichter Rauch verdunkelte den frühen Vormittag. Wir hatten es aufgegeben, die schon brennende Treppe nochmals zu erklimmen. Der Qualm ätzte die Lungen, die müden Füße versagten den Dienst. Oben aber war die wertvolle Bibliothek verblieben, nun gab es keine Möglichkeit mehr, sie zu retten. Und jedes der Bücher war wie ein lieber Freund, zu dem in jahrelangem Austausch engste Bande sich knüpften.

Gibt es wirklich keine Rettung mehr? — Glühendes Gebälk prasselte warnend vor unsere Füße. Zurück! Da springt ein Soldat hinein in die Flammen, verschwindet, taucht wenig später atemholend, wie ein Schemen, droben am Fenster auf ... Zurück! Bektommende Sekunden vergehen. Wie gebannt hängt der Blick am Tore. Gleich muß er kommen. Er muß doch kommen ... ? Jetzt, — endlich! Keuchend, schwarz von Rauch und Asche steht er vor uns: „Hier, Kamerad, das einzige, was ich noch fassen konnte. Es geht nicht mehr!“

Es geht nicht mehr! — wir wußten es und hatten um dessen Leben angstvoll gebangt, der es dennoch versuchte. Meine Hand suchte die andere. Er war Feldwebel, jung wie ich. Ich schämte mich der Träne nicht. Dank, Kamerad, der Du mir das wertvollste Besitztum retten wolltest. Und während die Flammen droben gierig nach den gesammelten Werken, nach den Zeugnissen deutscher Geistesgröße greifen, brutal wie nur die Elemente sand, schlage ich den Deckel des Buches auf, das ihren sengenden Zungen entronnen, und lese: „Nachsommer“ von Adalbert Stifter ...

Ist es Fügung? Des Lieblingsdichters reifstes Werk, oft gelesen in Stunden der Muse, wird mir hier von einem Unbekannten wieder in die Hand gelegt. Und während ringsum noch das Chaos tobt, greift etwas von der friedvollen Ruhe dieses Buches in mich über. Es ist, als breite der Wald sein schützend Dach über mich, der Wald, dem dieses Dichters Leben galt.

Dank, Dir, Kamerad!

hfr.

Dienst des Postcheckamtes Frankfurt a. M. Der Dienst des Postcheckamtes Frankfurt a. M., der vorübergehend unterbrochen werden mußte, wird sobald wie möglich wieder aufgenommen werden. Vorerst werden Kassenschecks, (Barabhebungen am Schalter) erledigt und Sammelaufträge von Behörden und kriegswichtigen Unternehmungen usw. (mit Ausnahme der Ueberweisungen auf Konten des eigenen Amtes) ausgeführt. Die übrigen Postcheckteilnehmer werden gebeten, ihre Aufträge zunächst noch etwas zurückzustellen.

Eierablieferungspflicht erhöht. Die Hauptvereinigung der Deutschen Milch-, Fett- und Eierwirtschaft hat bestimmt, daß ab 1. Oktober, dem Beginn des neuen Eierwirtschaftsjahres, für jedes Huhn statt bisher 60 nunmehr 70 Eier jährlich abgeliefert werden müssen. Die Ablieferungspflicht gilt erstmalig auch für Eier von Zwerghühnern. Pro Kopf des Haushalts des Hühnerhalters bleiben bis heute eine Henne, von Zwerghühnern zwei Hennen für die Ablieferungspflicht unberücksichtigt. Der neue Ablieferungsatz liegt noch immer unter der tatsächlichen Legeleistung guter Hühnerrassen. Die Geflügelhalter mit schlechten Rassen werden dadurch veranlaßt, zu immer leistungsfähigeren Hühnerrassen überzugehen. Da die Einfuhr, besonders vom Balkan, zurückgegangen ist und der Eiweißbedarf unserer Ernährung auch von den Eiern mit gedeckt wird, müssen mehr Eier, auch von Zwerghühnern in Zukunft abgeliefert werden.

Herstellungsverbot für Bildpostkarten. Im Rahmen der Konzentration der Kriegswirtschaft veröffentlicht der Produktionsbeauftragte für Druck im Reichsanzeiger eine Anordnung, wonach mit sofortiger Wirkung die Herstellung von Bildpostkarten einschließlich aller Vorbereitungsarbeiten mit Ausnahme der von der Prüfungsstelle zugelassenen Lieferungen für den Export verboten ist. Bildpostkarten, mit deren Herstellung bereits begonnen ist, können unter dem Vorbehalt des Widerrufs bis zum 30. November d. J. noch fertiggestellt werden.

Natalie oder über die Güte

Von Rolf Gödel

Goethes „Wilhelm Meister“ bietet ein wahres Panorama weiblicher Charaktere. Es ist dabei seltsam, daß in unserer Erinnerung das Bild Natalies, das in der Anlage des Buches so entscheidende, am ersten verblaßt. Die Hingabe Mariannes, Mignons rätselhaft Natur, selbst Philines heitere Leichtfertigkeit prägen sich deutlicher ein als die maßvolle Ausgewogenheit von Meisters späterer Gattin ...

Dieses allen Inneren und äußeren Anfechtungen überlegene Wesen, das eigentlicher Weibselbe kaum fähig zu sein scheint, weil es alles Geschaffene liebt, strahlt Wirkungen aus, die von feiner seelischer Organisation sind — sonnenklar und ohne jede Abgründigkeit. Wo andere mit weiblichen Reizen verlocken, überzeugt Natalie durch eine Harmonie ihrer Person, die jeden Konflikt aus ihrem Umkreis verweist. Ihr schönes Beispiel nötigt, wie dasjenige Iphigenies, auch die lauesten Herzen zur Mäßigkeit. Sie erreicht durch Lauterkeit und schlichte Güte, durch das natürliche Erziehungsmittel der Beschämung, was eine gewaltsame Pädagogik kaum vermag.

Schlichte Güte scheint die erste Formel für Natalies Menschlichkeit zu sein. Vielleicht ist gerade das eine Erklärung für ihr unplastisches Erinnerungsbild. Gehört doch jene Eigenschaft nicht zu den glanzvollen, bewegenden Motiven auf der Weltbühne der menschlichen Seele. Durch bloße Güte wird kein Geschehen vorwärtsgetrieben, nichts Lebendiges gezeugt, keine Tat geboren ... Aber es steht uns wohl an, gerade in Zeiten, wo sich die Sachen hart im Raume stoßen, jene Grundeigenschaft Natalies nicht gering zu achten.

Wenn das düstere Antlitz der Sorge häufig erscheint, dann über ganz Städte eine bisher unbekannte Not senkt, da sind für gut nachbarliches Zusammenleben neue Normen geboten. Der Bombenterror, die vielleicht schwersten aller geschichtlichen Bewährungsproben, gibt allen Leidenschaften und Eigenschaften ein verändertes Maß. Was aber wirkt in Zeiten der Not so wohlwollend und belebend wie Zuspruch und tätige Hilfe, aus der Tiefe eines guten Gemüts gesprochen und gebracht? Hier ist nicht die Carität von Wohltätigkeitsvereinen wirksam, sondern das unmittelbare Mit-Fühlen, Mit-Leben. Mit-Teilen, das im Wesen der Güte wohnt.

„Güte“ hat vielleicht in den Ohren eines durch Schicksal und Geschichte abgehärteten Geschlechts einen weichen Klang. Mancher mag in ihrer Nähe schon die überberühmte „Humanität“ angelächelt haben. Prägung — „Salonsozialismus“ — spüren. Aber nichts dergleichen! Güte ist vielmehr ein ausgesprochen

Überall blitzt es vor Sauberkeit. Bis zur Decke hinauf sind die Wände hell gekalkt. Der Boden wurde gerade frisch geschrubbt, als wir kamen. Noch spiegeln die Steinfliesen vor Feuchtigkeit. Wie neues Silber glänzen die Maschinen, das verwirrende Räderwerk der Zentrifugen und die riesigen Lagertanks, die bis zu 7500 Liter umfassen.

Es ist noch sehr früh. Der große Hof ist von betriebsamem Arbeitslärm erfüllt, vom Rattern der Fuhrwerke und vom Scheppern der Milchkannen, die unaufhörlich über ein Rollband in das Innere der Molkerei gleiten.

Die Uhr schlug eben acht, aber schon haben die Fuhrleute ein gutes Stück Weg hinter sich gebracht. Sie kommen aus den Dörfern des heimlichen Landes und bringen allmorgendlich die frischgemolkene Milch von den Sammelstellen der einzelnen Ortschaften und von den weit auseinandergelegenen Bauernhöfen. Als die große Stadt noch schlief, sind sie bereits losgefahren. Nun stehen sie am Tor beisammen und reiben sich die



klammgewordenen Hände, denn es ist schon kalt in der Frühe. Gemächlich wickelt einer sein Frühstück aus dem Papier: duftendes Bauernbrot und einen rotbackigen lachenden Apfel.

Pausenlos laufen währenddessen die Kannen über das rollende Band, das sie zu einer Annahmewage bringt, wo ihr genaues Gewicht festgestellt wird, ehe sie in die großen Sammelbehälter entleert werden. „Ein viertel Liter Milch“, sagt du zu deinem Milchmann und hältst ihm den bunten Steinguttopf hin, gleichgültig, selbstverständlich. Hast du eigentlich schon einmal darüber nachgedacht, wieviel sorgfältige und gewissenhafte Arbeit Tag für Tag notwendig ist, wieviel fleißige Hände sich rühren müssen, damit du dir deine Milch holen kannst und das Viertel Butter, das dir zusteht. Ein Morgen in einer Molkerei, und du wirst auch diese Dinge des alltäglichen Gebrauchs mit anderen Augen betrachten.

Da stehen die großen Plattenerhitzer, die die Trinkschokolade auf 85 Grad bringen, die seltsam geformten Kühler, die sie danach bis zu 4 Grad abkühlen. Das erste Verfahren soll die Bakterien vernichten, das zweite verursacht eine längere Haltbarkeit der Milch, die nach solcher Reinigung in umfangreiche Tanks gelagert wird, bis sie zur Verteilung kommt.

Ein neuer, hoher Raum, erfüllt von den monotonen Geräuschen einer mächtigen Zentrifuge. Hier wird die frische Milch entrahmt. Goldgelb und süß fließt sie in die großen Rahmreifer. Auf 9800 Grad wird sie erhitzt, das soll der Butter eine größere Haltbarkeit geben. In vollkommen sterilen Gefäßen säuert man

Fernsprechteilnehmer meldet sich wieder!

Wie die Leitungstörungen nach feindlichen

Terrorangriffen schnellstens beseitigt werden

Fernsprechanstalten, die nicht kriegs-, wehr- oder lebenswichtigen Zwecken dienen, können aufgehoben werden, verfügte der Reichspostminister. Es ist daher selbstverständlich, daß die Wiederherstellungsarbeiten an dem teilweise unterbrochenen oder zerstörten Fernsprechnetz nach einem Terrorangriff nur nach Maßgabe der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Verbindungen erfolgen und auf private Wünsche eines noch so alten Fernsprechnetz keine Rücksicht genommen werden kann und darf.

Das Telegraphenbaurat, dem von jeher der Bau der unterirdischen und oberirdischen Netzleitungen obliegt, hat auch die Aufgabe, sofort nach einem Terrorangriff alle Maßnahmen in die Wege zu leiten, um eingetretene Schäden an dem Fernsprechnetz zu beheben. „Unmittelbar nach einem Bombenangriff“, erklärte der Leiter des hiesigen Amtes, „verschaffen wir uns zunächst einen groben Überblick über Art und Umfang der Schäden. Meßtrupps, die verkräftet und mit hochempfindlichen Meßgeräten ausgestattet sind, kommen als erste unserer Spezialtrupps zum Einsatz, um festzustellen, wo der genaue Ort der einzelnen Schäden bzw. Störungen liegt.“ Diese Arbeit beginnt noch während des Terrorangriffes.

Den Meßtrupps auf dem Fuße folgen Bautrupps und Löttrupps, die die Aufgabe haben, die Kabel, an denen Schäden festgestellt worden sind und die zum Teil in besonderen Zementkanälen liegen, freizulegen, die aufgespleißten Kabelenden zu entwirren und wieder zusammenzufügen. Zwischen und unter Trümmern, also vielfach unter großen Gefahren, muß diese Arbeit ver-

richtet werden. Dabei muß sehr schnell und dennoch wieder äußerst exakt gearbeitet werden. Aber diese Männer, die zum Teil auf eine jahrzehntelange Erfahrung in ihrem Berufe zurückblicken und ausgebildete Spezialisten ihres Faches sind, wissen sich stets zu helfen. Sie sind auch an kein Schema gebunden, sondern halten sich stets ihre Aufgabe vor Augen, die zerstörten oder gestörten Verbindungen so schnell wie möglich wieder auf den vollen Leistungsstand zu bringen. Sie wissen, daß ein lückenlos über weite Räume hin funktionierendes Fernsprechnetz eine unserer stärksten Sicherungen im Kampf gegen den feindlichen Luftterror ist.

Die festgestellten Schäden werden in der Reihenfolge der Wichtigkeit und Dringlichkeit bearbeitet. Die Fernkabel für den Fernsprechnetzverkehr müssen zuerst in Ordnung gebracht werden, weil darüber die wichtigsten Anschlüsse gehen. Es folgen dann die Bezirkskabel für den Bezirksverkehr und schließlich die Ortskabel für den Ortsverkehr.

Stets ist es gelungen, in kürzester Zeit die wichtigsten Verbindungen wieder betriebsfähig zu gestalten, und auf diese wichtigen Verbindungen kommt es im totalen Krieg ja allein an. Im Ortsverkehr sind unter Umständen auch andere Arten der Nachrichtenübermittlung möglich. Wenn also ein Privatschluß einmal für eine gewisse Zeit ausgefallen ist, dann soll man diese kleine Unbequemlichkeit, und um mehr handelt es sich ja nicht, in Kauf nehmen, ohne dabei das Gefühl zu haben, ein Märtyrer zu sein.

Uebernahme von Berufsunteroffizieren

Berufsunteroffiziere werden, nach einer schon bestehenden Regelung, bei Eignung zum Offizier nur zum aktiven Offizier befördert. Wie das Oberkommando des Heeres mittels, wird in diesem Grundsatz festgehalten, jedoch mit einer Reihe von Abweichungen. So können Berufsunteroffiziere, die erst nach Ablauf ihrer 12jährigen Dienstverpflichtung in die Offizierslaufbahn übernommen werden, auf eigenen Antrag Reserveoffizier werden. Ferner können Berufsunteroffiziere, die vor Ablauf ihrer 12jährigen Dienstverpflichtung bereits zu aktiven Offizieren befördert wurden, mit Ablauf der 12jährigen Dienstzeit auf eigenen Antrag zu den Reserveoffizieren überführt werden. Der diesen ehemaligen Berufsunteroffizieren zugebilligte Anspruch auf Ausbildung für den Zivilberuf und die eingeräumte besondere Betreuung werden hierdurch nicht berührt. Anträge auf Gewährung der erwähnten Abweichungen müssen im einzelnen eingehend begründet werden. Sie finden Genehmigung nur bei Vorliegen besonderer Umstände, z. B. bei Uebernahme des väterlichen Betriebes usw.

Haltung der Schüler im Kriegseinsatz

Die Frage, wie die Schüler und Schülerinnen der Klasse 8 der höheren Schule, die für den Arbeitseinsatz freigestellt werden, die Hochschule reife erhalten, ist jetzt durch einen Erlass des Reichserziehungsministeriums beantwortet worden. Danach wird der Unterricht dieser Klasse vom Zeitpunkt des Einsatzes ab ausgesetzt. Ein Schulgeld braucht während dieser Zeit nicht gezahlt zu werden. Die eingesetzten Jungen und Mädchen erhalten am 31. März 1945 den Reifevermerk. Seine Zuerkennung wird neben der schulischen Leistung auch von der Führung und Haltung im Einsatz abhängig gemacht. Gewertet wird vor allem die charakteristische Haltung der Eingestellten. Diese Regelung gilt ebenso für solche Schülerinnen, die statt zum Arbeitseinsatz zum Reichsarbeitsdienst einberufen werden. Hier hängt die Zuerkennung von der Beurteilung der Schülerin durch den RAD mit ab.

rakterliche Haltung der Eingestellten. Diese Regelung gilt ebenso für solche Schülerinnen, die statt zum Arbeitseinsatz zum Reichsarbeitsdienst einberufen werden. Hier hängt die Zuerkennung von der Beurteilung der Schülerin durch den RAD mit ab.

Die durch die Schließung der Klassen freierwerdenden Lehrkräfte sollen vorwiegend für die Betreuung der eingesetzten Schulklassen herangezogen werden. Auch kommen sie zur Verstärkung der Unterrichtskräfte bei sonstigem Bedarf, vor allem bei der Schaffung beweglicher Lehrkörper, die schnell überall einsetzbar sind, in Betracht. Im Zusammenhang mit den durch den Einsatz der Klasse 8 bedingten Änderungen der Unterrichtsverteilung hat der Minister ferner die Vorverlegung des Beginns des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Klasse 3 verfügt.

Sachentschädigung für Kunstwerke

Zur Frage der Abgeltung der Kriegsschäden von Kulturschaffenden hat der Präsident des Reichskriegsschadensamts die Feststellungsbehörden unterrichtet. Aus verschiedenen Eingaben war nämlich bekannt geworden, daß bei den Feststellungsbehörden in zunehmendem Maße Entschädigungsansprüche von Künstlern für die Vernichtung eigener Werke eingegangen sind. Es ergeben sich hierbei fast regelmäßig Schwierigkeiten, insbesondere bei der Bewertung der vernichteten Werke. Der Präsident empfiehlt nun den Feststellungsbehörden, sich bei Entschädigungsansprüchen dieser Art in Zweifelsfragen mit den Landeskulturwaltern und den Einzelkammern der Reichskulturräte in Verbindung zu setzen, die alle berufsständischen Fragen der Kulturschaffenden behandeln. Falls darüber hinaus künstlerische Fragen allgemeiner Art auftreten, können entsprechende Anfragen durch die Hand des Präsidenten des Reichskriegsschadensamts an die Reichspropagandakammer und an das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda gerichtet werden.

danach den Rahm an, und bei einer genauen Kontrolle der jeweiligen Temperaturen und Säuregrade wird in der Butterzentrifuge abgetrennt. Im Grunde genommen ist dieser Vorgang genau der gleiche, wie bei der Handzentrifuge, mit der die Bauern vor dem Krieg die eigenen Butterbäder herstellen. Nur da hier die Zentrifuge 35.000 Liter umfaßt. Bei der Belagerung, die dauert 45–60 Minuten, wird auch Butter milchfrei. Sie wird an die Verbraucher abgegeben oder zu Quark weiterverarbeitet.

Das durch stetes Rotieren vollkommen auswaschene Butterkorn, wird im Knetgang zur fertigen Butter, deren Höchstgehalt an Wasser 20% betragen darf. In hölzernen Fässern bewahrt man die Butterklumpen auf, bis sie in einer vollautomatischen Form und Verpackungsmaschine verkaufsfertig gemacht wird. Es sieht beinahe lustig aus, wenn der unformige Butterkloß in viele saubere Päckchen verpackt, wie zum Vorschein kommt. Eine junge Frau setzt die fertigen Halbpfundpakete in Kisten, und manchmal macht sie eine Stichprobe, denn das Gewicht muß haargenau stimmen.

Der zur Quarkherstellung verwertete Teil Buttermilch wurde während ebenfalls erhitzt durch Käsefabrik in großen Käsewänden dickgelegt. Nachdem der Dickschöpfprozess kommt der Quark in Käsetüchern auf lange Tische bis die Molke abgeseigt und er verwendungsfertig ist.

Ständig werden die Produkte von den Untersuchungsämtern und wissenschaftlichen Laboratorien überprüft, ehe sie die Molkerei verlassen, denn es sollen ja nicht nur die auszustehende Menge Nahrungsmitteln bekommen, sondern auch einwandfreie und wohlschmeckende Qualitätsware.

Noch immer kommen Wagen. Hupensignale, das Knallen einer Peitsche und die Kommandos beim An- und Abblenden. Auch die Händler haben sich jetzt langsam eingefunden. In der Ausgabe herrscht Hochbetrieb, und aus den Büros dringt das Geplätscher einer Schreibmaschine.

Ein paar Gassenbuben spielen mit dem hölzernen Reifen eines Butterfasses, und das kleine braune Pferd wartet geduldig am Tor.

T. F. B.



Zeichnungen: Regina Hunger

Werkküchen brauchen Frauen

Die Zahlen der Werkverpflegung sind durch die totalen Kriegseinsätze weiter angestiegen. Immer mehr Eisensteinstellern müssen durch die Fernverpflegung stattdessen versorgt werden. Für die Deutsche Arbeitsfront bedeutet das, mehr Kräfte für die Werkküchen zu beschaffen.

Die eingesetzten Frauen finden in der Werkküche ein außerordentlich befriedigendes Arbeitsgebiet. Die Deutsche Arbeitsfront führt laufend Kochlehrgänge, um die Ausbildung von Gemeinschaftsküchen und -köchen durch. Außerdem sind Umschulungslehrgänge für Frauen aus dem Haushalt und aus verwandten Berufen eingerichtet worden, bei denen man lediglich Kochkenntnisse als Grundlage voraussetzt. In drei Wochen werden die Frauen mit den besonderen Anforderungen in der Werkküche vertraut gemacht. Tüchtige Frauen werden gute Aufsteigsmöglichkeit finden. Nach dem Umschulungslehrgang sind sie zunächst in einer Werk- oder Lagerküche als Kochgehilfin oder erste oder zweite Gemeinschaftsküchen eingesetzt. Eigentlich ist dies für diesen Beruf, so können sie die selbstständige Leitung einer Küche übertragen bekommen.

Freigabe von Rotfuchsfellen. Der Reichsbeauftragte für Rauchwaren hat durch eine Anordnung zur Durchführung der Anordnungen I/43 und V/43 der Reichsstelle für Rauchwaren die Anordnung I/43 vom 15. Januar 1943 einer Änderung unterzogen. Danach dürfen Jagdausübungsberechtigte von je fünf Stück in ihre Jagdbezirke erlegten Rotfuchsfellen einen Rotfuchsbal zu eigenen Verwendung behalten. Für je vier Stüde nachweislich nach dem Inkrafttreten dieser Anordnung abgelieferte inländische Rotfuchsbälge erhält die Jagdausübungsberechtigte gegen Vorlage der Ablieferungsbestätigung eine zugelasene Annahmestelle vom zuständigen Kreisjagdmeister eine Bescheinigung der Reichsstelle für Rauchwaren, die zum Zurechtlegen und Verarbeiten eines Fuchsbalges berechtigt. Diese Anordnung ist rückwirkend ab 1. Oktober 1943 Kraft getreten.

Rundfunk am Sonntag, 14. Oktober

Reichsprogramm: 7.30–7.45: „Zum Hören und Behalten“, eine Sendung zum 100. Geburtstag Friedrich Nietzsches; 11.30–12.00: Die bunte Welt; 14.15–15.00: Allerlei von Zwei bis Drei; 15.00–15.30: Kleine Unterhaltungsweiser; 16.00–17.00: Bunte Musik am Nachmittag; 17.15–18.00: Gefüllte Melodien, beschwingte Rhythmen; 18.00–18.30: Heiteres Spiel der Kapellen Kallies und Wilfried; 18.30–19.00: Die bunte Sonabendausgabe des Zeitgesprächs; 19.00–19.30: „Wir singen für alle!“, 19.15–22.00: Bekannte Komponisten dirigieren aus eigenen Werken.

einer ganz eigenartigen psychologischen Sondierung der Schillerschen Worte) und selbst wie ein prunkvolles Irrlicht über dem Bodenlosen unselig verendet

Was von dem Darsteller Gründgens gilt, gilt ebenso von dem Regisseur. Die Abhängigkeit der Darstellung weist jedes in einem Stück mitwirkenden Schauspielers von einem alle Reflexe mittels der Handlung gleichsam auslösenden Nervenzentrum (die so präzise sonst kaum gewahrt wurde wie eben in Gründgens' Inszenierungen hat etwas derart Bannendes, daß eine einzige falsche Gebärde auch nur einer Nebenfigur oder ein einziger Bühnenbild nicht notwendiges oder unorganisch angebrachtes Requisit sogleich störend auffallen würde. Wenn man je in der Schauspielkunst das Warten ein Stillestehen anstrebt, so demonstriert Gründgens bei jeder seiner Inszenierungen nicht nur die Existenz, sondern die Notwendigkeit eines solchen alles unterordnenden Gesetzes. Das Ensemble bildet einen Organismus und ist von der geistigen Besessenheit des Spielleiters beherrscht wie ein Orchester vom Stil des begnadeten Dirigenten.

Etwas Ruheloses, Unstetiges ist dabei in all diese „Geistigkeit Gründgens“, etwas Suchendes, das immer weiterstreben muß nach neuen Wirkungen, sei es der schauspielerischen Ausdruckskraft, sei es der unbegrenzten religiösen Möglichkeiten. Aber dann ist doch ein ganz anderer Zug, der wieder den Rheinländer charakterisiert, ein Akzent Leichtigkeit. Be-schwingtheit über aller Problematik des Stoffes, ein Überschaubar des formenden Willens, eine Beherrschung wie des Darstellerischen und des Regieischen, so der ganzen Theaterapparates überhaupt, die Gründgens, zum Repräsentanten der ersten Bühne der Reichshauptstadt prädestinierte.

Rudolf Adrian Dietrich

Kleine Kulturnachrichten

Von Hermann Claudius erscheint im Verlag Albrecht Langen/Gerng Müller die neue Gedichtsammlung „Alde baran“, ein Sonettenband, in dem sich in einer reichen tiefen und ganz persönlichen Sprache das Innerste des Dichters offenbart.

Neue Werke Hans Francks. Der mecklenburgische Dichter Hans Franck arbeitet an einem Kurzgeschichtenbuch, das einen Spiegel der deutschen Geschichte geben soll, und außerdem an kunstgeschichtlichen Werken über den Baumeister Elias Holl und den Male Rethel. Außerdem hat er sieben eine Anthologie vollendet mit dem Titel „Wenn die Hoffnung nicht wär...“ und dem Untertitel „Deutsche Tragödien“. Die sämtlichen ausgewählten Texte sind verortet von Char-lotte Hampe, der Bratschistin des unter dem Mecklenburger Hans Diener stehenden Collegium musicum,

Große deutsche Schauspieler

Gustaf Gründgens

Vom Düsseldorfer Schauspielhaus her ging der Weg Gustaf Gründgens' über einige kleinere Etappen zunächst zu den Hamburger Kammerspielen, wo er, bald jugendlicher Held, bald Charakterdarsteller, mit vielerlei Neigungen bald zum Problematischen, bald zum Artistisch-Literarischen die Zuschauer etwas irritierte, weil er sich ihnen nicht für die Zukunft auf bestimmte „Fächer“ festlegen ließ. An Gründgens' Zukunft allerdings zweifelte kaum jemand von denen, die damals zu den ständigen Besuchern der Aufführungen der kleinen mutigen Bühne Erich Ziegels am Besenbinderhof gehörten. Durch die Vielfalt der Rollen, die Gründgens' enorme Produktivität ausgestaltete, konnte man schon entdecken, was seinen Weg — wohin dieser immer führen mochte — sicherte: ein messerscharfes konsequentes Durchdenken der jeweiligen Rolle, eine ebenso strenge Disziplin des Ausdrucks und vor allem im Sprachlichen: klare Umrisse, die auf einen sehr persönlichen Stil hindeuteten; Abwehr alles zufällig Glückenden, Saloppen, Verschömmerten auch in den kleinsten Details. Wohl manchmal etwas Schillerndes zwischen Ernst und Persiflage, zwischen Witz und hintergründiger Tiefe, zwischen Artistik und künstlerischem Gewissen. Aber das alles eigentlich doch als Begleiterscheinung bei der immer neuen Sicht, immer restlos neuen Ausformung einer Rollengestalt. Und wie er hier als Darsteller — zumal durch seine Pflege des Sprachlichen — hervortrat, so als Regisseur, als der er sich schon früh gelegentlich übte, durch die eindeutige Präzision eines szenischen Gedankenbaus.

Sie war Reichsburg und Sitz der Grafen vom Nahegau

Aus der Römerzeit geboren — Trutzig durch die Jahrhunderte als Zeuge deutscher Geschichte

Zwischen den aufklotenden Kalksteinfelsen des Hunsrücks, durch die der wilde Goldenbach sich seinen Weg gebrochen hat, ist das Städtchen Stromberg im Laufe der Zeit erwachsen, das sich tief verborgen im Tal an den Ufern des Baches untergebracht hat. Sicher ist das Städtchen erst lange nach dem Entstehen der festen Burg auf der Höhe entstanden. Die Burg selbst ist uralte, man kann, obwohl die unmittelbaren Unterlagen hierzu noch nicht gefunden wurden, ihren Ursprung auf die Römerzeit des gesamten Gebietes zurückführen, denn es ist durchaus denkbar, daß die große Römerstraße, die von Bingen von der über die Nahe führenden Drususbrücke aus ihre Querrichtung durch den Hunsrück nimmt und das Tal der Mühle hinauf und über Weller führt, hier durch ein Kastell geschützt wurde und daß man die Stelle auf dem Höhenrücken, auf dem die Stromburg steht, schon damals als geeignet dazu erachtet hat. Dann wäre der Ursprung der Burg, die heute fälschlich Fustenburg genannt wird, in die Zeit der Römer zu verlegen.

Zweifellos hatte die Burg hohe Bedeutung. Sie war in der Hand des Kaisers, war eine Reichsburg und der Sitz der Grafen des alten Nahegaues, der zur Frankenzzeit gebildet wurde und zwischen Worms- und Trechirgau lag. Die Nahegaugrafen waren die Vorfahren der Wild-, Rau- und Rheingrafen mit den aus ihnen entstehenden oder ihnen angeschlossenen Linien. Zum erstenmal tritt Burg Stromberg im Jahre 1054 der Geschichte auf, als Kaiser Heinrich III. den Bertolfus, Grafen von Stromberg (Stromburg) zur Untersuchung der Beschwerden des Klosters St. Maximin in Trier, gegen die Schirmvögte der Abtei, zum Schiedsrichter ernannte. Im Jahre 1120 wandte sich Kaiser Heinrich V. an die Bürger von Mainz mit einem Schreiben. In ihm beschuldigte er den Mainzer Kurfürsten Adelbert I., daß er die Veste Stromburg von Grund auf habe zerstört. Das hing mit den Fehden zusammen, die, während der Kriege nach Italien gezogen war, ausbrachen. Die Herzöge Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die Neffen des Kaisers, standen gegen die Feinde des Kaisers im Feld. Überall am Rhein wurde gekämpft, gebrannt und zerstört; so wurde eine Burg in Oppenheim, der Reichsveste, von den Dienstmannen des Mainzer Erzbischofs in Brand gesetzt, wobei viele in den Flammen umkamen. Ebenso war es auch mit der Stromburg. Adelbert stand an der Spitze von 500 Ritters auf der Synode in Reims, als der Kaiser durch den Papst in Bann getan wurde. Dann erfolgte 1121 der große Verstoß des Kaisers gegen den Mainzer Kurfürsten. Er schloß die Stadt Mainz ein, schnitt ihr alle Zufuhren ab und bereitete eine Belagerung vor. Inzwischen nahte Adelbert aus Sachsen, wo er ein Heer gesammelt hatte. Das Heer des Kaisers rückte vom Elsaß heran. Überall hatte der Krieg die Herrschaft; Not und Teuerung nahmen überhand. Da kam es endlich zu Friedensverhandlungen. In Würzburg wurde ein Reichstag abgehalten, durch den allen Fehden und Kämpfen ein Ende bereitet wurde.

Nach den fränkischen Kaisern folgten die Hohenstaufen, die Burg Stromburg als Erbe ansahen. Im Jahre 1156 kam die Burg an den Bruder des Kaisers Friedrich I., Konrad von Staufen, durch den sie an die Pfalzgrafschaft und somit an Kurfürst gelangte. Sie war der Mittelpunkt des pfälzischen Oberamtes Stromberg und ungemein wichtig für die Pfalz. Im Jahre 1195 wurde die Stromburg von Konrad seiner Tochter Agnes und ihrem Gatten, Heinrich von Braunschweig, übermacht, welcher der Nachfolger im pfälzischen Haus wurde. Aus der kaiserlichen wie auch der fränkischen Zeit stammt die Bezeichnung Sal (Saal), welche die Burg lange Zeit führte. Als die Pfalzgrafen im Jahre 1255 teilten, und zwar die Söhne von Otto, Ludwig und Heinrich, fiel die Stromburg an Ludwig, der die Pfalz übernahm. Im Jahre 1311 wurden von dessen Sohn Rudolf und seiner Frau Mechthild für 2000 Pfund Heller an den Grafen Simon von Spanheim verpfändet die Burg Stromburg, die Dörfer Schimmsheim, Nieder-Weinheim, Ensheim, Engelstadt, Appenheim, Hordweiler, Grolsheim und andere Orte, Güter und Gerichte, die alle zur Stromburg gehörten. Im Jahre 1320 hatten Gräfin Mechthild und ihr Sohn Adolf die Absicht, die Pfänder einzulösen, doch war ihr Schwager, Kaiser Ludwig IV., damit nicht einverstanden. Die Ratsleute sollten entscheiden. Sie entschieden zugunsten des pfälzischen Hauses, und die Gräfin mit ihrem Sohn sowie dessen Pfleger, der Graf Johann von Nassau, verständigten sich mit dem Grafen Simon von Spanheim dahin, daß sie für Korn, Wein und Hausrat im Haus Stromburg 300 Pfund Heller und für den ihm angekauften Schaden 300 Pfund Heller innerhalb vier Jahren zu entrichten hätten.

Für die Folge verblieben Burg Stromburg und Teil Stromberg beim pfälzischen Haus bis zum Jahre 1794. Zu der Burg gehörten innerhalb des Vogteibereichs mehrere Dörfer der Umgebung, so Roth, Warmroth und Genheim. Es war dies auch die Zeit, in der zum erstenmal als Burgmänner die Brenner und Fauste von Stromberg auftauchten, von denen die letzteren der Burg den heute oft genannten Namen Fustenburg gaben. Das war im Volksmund fortan der Name der Burg.

Unter den Burggrafen, die auf der Stromburg ihren Sitz hatten, und die um das fünfzehnte Jahrhundert als Amtmänner aufgeführt wurden, befinden sich die Träger bekannter Namen aus rheinischem und pfälzischem

Adel, so Heinrich Beyer von Boppard zu Sternberg, Hermann Boos von Waldeck, Albrecht Göler von Ravensburg, Johann und Dieter von Schönberg (Oberwesel), Reichert Greiffenclau von Vollraths, Hanns Valentin von Schönberg, Johann Barthel von Obentraut, ein Vorfahre des deutschen Michel, Hans Michael Elias von Obentraut, Friedrich Adolf Schelm von Bergen, Ehrenreich Andreas, Freiherr von Polheim und Franz Georg, Graf von Polheim. Sie alle hatten in der Geschichte ihrer Zeit besondere Bedeutung ebenso wie viele andere hier nicht aufgeführte Burggrafen und Amtmänner. Im Jahre 1689 zerstörten bei der Pfalzverwüstung die Franzosen König Ludwig XIV. die Stromburg.

Der zu Stromberg gehörende Wald befand sich zum Teil unter der Verwaltung der kurfürstlich-pfälzischen Hofkammer, zum Teil gehörte er den Grafen von Ingelheim, aus deren Besitz er später an die Gemeinde Stromberg überging. Im Jahre 1874 wird eine Kapelle

zu St. Stephan in Stromberg genannt, die das Kapitel der Stiftskirche in Bingen zu verleihen hatte.

Auf der linken Seite des Goldenbaches, einer Felsenhöhe gegenüber der Stromburg, war eine zweite Veste, der Goldenfels, erbaut. Es liegt auf der Hand, daß sie ebenso wie die Stromburg dazu bestimmt war, das Tal zu sichern. 1348 bestimmte Pfalzgraf Rudolf I. für Goldenfels die Rheingrafen von Stein als Erbburggrafen. Hierbei behielt er sich das ewige Öffnungsrecht für sich und seine Nachkommen vor. Als später die Burg Goldenfels zerstört worden war, muß das Lehen eingezogen und dafür den Rheingrafen von Stein ein anderes Lehen zugeteilt worden sein. Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts — bis 1794 — hatten die Grafen von Ingelheim den Hof auf dem Goldenfels und alle dazu gehörenden Güter von der Kurfürst zu Lehen. Damals befand sich in dem Berg unter dem Goldenfels ein Bergwerk, in welchem Bleierz gegraben wurde.

Adolf Schmitt-Kraemer

Mehr Phantasie beim Kochen

Kleine Winke und Rezepte für findige Hausfrauen

„Zum Mittagessen gibt es Hammelkotelett mit grünen Bohnen und als Nachtisch Grießpudding mit Himbeertunke“, bestimmte die Hausfrau früher am Morgen. Dann ging sie einkaufen, und sie erhielt alles, was sie für diese Mahlzeit brauchte. Heute hat sich das, wie so manches andere, gründlich geändert. Die Hausfrau hat umgelernt, sie macht den Speisezettel erst, wenn sie eingekauft hat, und richtet sich bei der Zusammensetzung der Mahlzeiten nicht danach, was sie gern kochen möchte, sondern nach den Lebensmitteln und Zutaten, die sie hat einkaufen können. Das ist im sechsten Kriegsjahr eine Selbstverständlichkeit. Aber es kommt schon einmal, auch bei den erfahrensten Hausfrauen einmal vor, daß sie ratlos und verzweifelt dastehen, wenn sie die allhergebrachten Gerichte nicht zubereiten können, weil dies oder jenes, was sie dazu brauchen, nicht erhältlich ist, oder weil sie ewigen Eierlei immerfort das gleiche in gleicher Gestalt auf den Tisch bringen. Denen möchten wir zurufen: „Mehr Phantasie, ihr lieben Frauen!“ Phantasie ist so bestimmend für Aussehen und Schmackhaftigkeit der Gerichte. Diese freundliche Zauberin kann eine mühselige und gelangweilte Tafelrunde in eine fröhlich schauende verwandeln.

Aus gehen müssen wir natürlich von der Frage: Was kann aus dem Vorhandenen und Erhältlichen zubereitet werden? Hierbei soll die Hausfrau getrost neue Wege gehen. Muß der Eintopf beispielsweise immer mit Fleisch gekocht werden? Bisweilen sollte er nur aus Gemüse, Suppenwurzeln, Kartoffeln, Graupen oder Grütze bestehen, damit das Fleisch gesondert Verwendung finden kann. Und dann gibt es scharf mit feingehackten Zwiebeln angebraten, gardedünstet, mit Mehl bestäubt, mit Paprika abgeschmeckt, mit Milch oder Brühe übergossen eine vorzügliche Tunke, die mit Kartoffelklößen und Kopfsalat vorzüglich mundet. Fisch braucht nicht unbedingt gekocht oder gebraten zu werden. Gesalzen und in Mehl gewälzt, mit feingewiegten Kräutern, wie Dill, Petersilie, Kerbel, Liebstöckel und Schnittlauch bestreut, dampft man ihn in der leicht mit Fett bestrichenen zugedeckten Pfanne und begießt ihn einige Male mit dem Saft, der sich beim Dämpfen bildet. So zubereitet schmeckt er sehr pikant, und wir sparen Fett. Man kann auch Fisch-

stücke mit Kartoffelscheiben, Reis oder Gemüseresten in eine feuerfeste Form schichten, diese mit Semmelbröseln oder Hefeflocken bestreuen und 20 bis 30 Minuten leicht überbacken. Der Kopfsalat sollte nicht mit allzuviel saurem Essig angerichtet werden. Dicke Milch oder Buttermilch, leicht gesüßt, mit wenigen Tropfen Essig oder Zitronensäure, mit Schnittlauch, Salz und Kräutern herzhafte gemacht, ergeben eine feine Salat-tunke; und schließlich sind wir bei gefülltem Weißkohl durchaus nicht von der Fleischsauce abhängig. Man kann aus gekochten und durchgedrehten Hülsenfrüchten, aus Reis oder Grütze, mit Zwiebeln, Kräutern und Paprika abgeschmeckt, wohlgeschmeckende und nahrhafte Füllungen zubereiten.

Selbst auf das Backen am Wochenende brauchen wir durchaus nicht zu verzichten, nur weil der Zucker notwendiger zum Einmachen von Obst und Beeren gebraucht wird. Brötchen aus lockerem Hefeteig mit Salz und Kümmel bestreut schmecken ausgezeichnet. — Brotaufstrich läßt sich auf mannigfaltige Art zubereiten, aus Quark, Tomatenmark, Hefeflocken, feingewiegten Fleisch- und Wurstresten, gewürzt und mit Mehlschwitze gebunden. Und wie wäre es, wenn wir trockene Brotreste einmal nicht zu Brotsuppe, sondern zu einem Auflauf verarbeiten, mit Stachelbeeren, Äpfeln oder Rhabarber gefüllt? — Für die Morgen-suppe nehmen wir heute Haferflocken, gestern war es Roggenmehl, morgen ist es Grieß oder Weizenmehl, mal mit Zucker bestreut, mal mit Obstsauce, oder auch herzhafte gemacht mit Salz und angebräunten Zwiebeln. Sind Zwiebeln einmal nicht vorhanden, so tut's auch Schnittlauch oder Porree, einschließend der grünen Blätter, die feingehackt und leicht gebräunt Zwiebeln in jedem Fall ersetzen können.

Wir haben hier nur einige Anregungen gegeben. Aber wenn die Hausfrau einmal anfängt, ihre Phantasie beim Kochen spielen zu lassen, so findet sie mit der Zeit soviel Freude daran, daß sie sich auch zu noch nie dagewesenen Kombinationen entschließt und damit überraschende Erfolge erzielt. Man muß sich immer und überall zu helfen wissen. Laßt sie auch in der Küche walten, die freundliche Zauberin Phantasie! Der Familienkreis, der Gast an eurem Tisch wird es euch danken!

Rebstöcke frost- und seuchenfrei

Züchtungsversuche mit Sämlingen aus dem „Niemandland“

Nicht nur an den sonnigen Hängen der eigentlichen deutschen Weinbaugelände blühen die Reben und reifen jetzt im letzten Herbst die Trauben. Es gibt „Weinberge“, die ohne Zweifel weit weniger ertragreich sind, die es aber dafür wissenschaftlich „in sich“ haben. Viele Tausende von grünen Rebstöcken stehen auf dem sanften Hügel, der ringsum auf teils flaches, teils leicht hügeliges Gelände schaut. Rebstöcke, die in Reih und Glied aufmarschiert sind, wie das in einem rechten Weinberg sein muß, denen man aber gar nicht ansieht, daß jeder einzelne von ihnen seinen Stammesbaum hat. Darüber wird ganz genau Buch geführt: Vater, Mutter, die „Geburt“ des jungen Sämlings, der Tag, als dieser die Kinderstube des Blumentopfes mit dem Einzug in den Weinberg vertauschte — all das ist gewissenhaft vermerkt.

Diese Rebentwürfe sind das praktische Versuchsfeld des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Rebzüchtungsforschung. Die Notwendigkeit solcher Forschungsarbeit ergibt sich aus der Tatsache, daß der europäische Weinbau ständig von zwei schweren Schädlingserkrankungen bedroht ist: von der Reblaus und dem Falschen Mehltau, dazu kommen noch die Gefahren durch starke Fröste. Die praktische Züchtungsforschung zielt also dahin, Reben zu züchten, die einmal möglichst winterhart sind und zweitens immun gegen Schädlingbefall. Das ist freilich eine mühselige Arbeit.

In den großen Glashäusern des Forschungsinstituts stehen Tausende von winzigen Blumentöpfen, deren

jeder ein kleines grünes Pflänzchen, einen Reben-Sämling, enthält. Sie alle sind streng verbucht, von jedem kennt man genau die „Eltern“. Und sie alle werden in einem bestimmten Entwicklungsstadium künstlich mit den gefährlichsten Schädlings-Krankheiten infiziert. Zehntausende gehen dabei zugrunde, aber vielleicht bleiben vier oder sechs übrig, die sich als widerstandsfähig gegen die gefährlichsten Rebenkrankheiten erwiesen haben — das sind dann die Pflanzen, die zur weiteren Züchtung dienen. Der Laie macht sich selten eine Vorstellung davon, wieviel Zeit und Mühe für alle diese Züchtungs- und Kreuzungsversuche notwendig ist. Sieben Jahre vergehen, ehe aus dem jungen Sämling eine vollwertige Rebe geworden ist, die ihrerseits wieder Früchte trägt. Und das ist hier eine der wichtigsten Fragen, ob sie überhaupt je Früchte trägt! Denn rund 90 Prozent aller Versuchsreben kommen überhaupt nie zur Blüte und tragen also keine Früchte — dann war die Arbeit von sieben Jahren vergeblich.

Über alle diese Geduld und Mühe hinweg aber erzwingt die Rebzüchtungsforschung schließlich doch praktische Erfolge. Die wichtigsten Versuche gehen heute dahin, die gegen Krankheiten und Fröste anfälligen europäischen Rebenarten mit amerikanischen Wildreben zu kreuzen. Auf diese Weise kommt man nach unendlich mühevollen Versuchen, die an Millionen von Reben vorgenommen werden, endlich doch zur Erreichung harter, widerstandsfähiger Arten, die in Zukunft dem deutschen Weinbauern seine Aufgaben wesentlich erleichtern werden. Besonders interessant ist die Tatsache, daß zu den ersten Züchtungs-Versuchen des Kaiser-Wilhelm-Instituts Reben aus dem „Niemandland“ verwendet worden sind. Das sind Reben, die auf dem französischen Weinbaugelände wuchsen, das im ersten Weltkrieg zum Kriegsschauplatz wurde. Um dieses Niemandland hat sich viele Jahre kein Mensch gekümmert, die Reben gingen teils an Frösten, teils an Schädlingserkrankungen ein — manche aber überdauerten alle diese Gefahren, und diese hat man dann zu neuen Züchtungsversuchen herangezogen.

Die Tausende von Reben auf dem Versuchswienberg werden ständig überwacht. Ob sie blühen, ob sie Früchte tragen, ob sie viele oder wenige Trauben ansetzen, ob die Beeren groß oder klein sind und schließlich wie sie schmecken — das alles wird immer wieder kontrolliert. Jede Beere schmeckt anders. An erster Stelle steht dabei die begehrte deutsche Riesling-Traube, der die Silvaner- und die Tafeltraube folgt. Die Muskateller-Beere zeigt den unverkennbaren Muskatgeschmack, dann gibt es Beeren mit Erdbeer-, Brombeer- oder Johannisbeergeschmack und sogar ganz kleine, die scharf und sauer wie Gras schmecken. Für die Züchtung einer erstrebten „Idealrebe“ aber, die alle guten Eigenschaften in sich vereint, sind sie alle von gleicher Bedeutung. Josefina Schultz

Kinderantworten

Maidli und ihre Freundin, die von ihren Geschwistern ihre Erfahrungen hat, die ihr großen Eindruck gemacht haben, sprechen über die Schule, obgleich es noch fast zwei Jahre hin ist, bis sie hingehen müssen. „Ganz still sitzen muß man da und sagen darf man nur was, wenn man gefragt wird!“ meint die Freundin.

„Dann gehe ich nicht hin!“ verkündet Maidli.

„Man muß! Muß!“ sagt die andere und macht große runde Augen vor Eifer. Eine Weile ist eine bedeutungsvolle Stille, dann hat Maidli, die noch aus jeder, auch der trostlosesten Lage einen Ausweg fand, ihn gefunden: „Na weißt Du, wenn man eben muß, dann gehen wir beide in den Ferien hin, da ist kein Lehrer da!“

Maidli hat allerlei „gelernt“, nämlich Schimpfnamen. Die sonderbarsten und phantasie reichsten Zusammenstellungen aus dem Reiche der Zoologie sind darunter, die sich wirklich nicht schön anhören. Vor dem Einschlafen, das habe ich schon gemerkt, ist Maidli besonders zum Nachdenken geneigt und zu stiller Ueberlegung. So halte ich diesen Zeitpunkt für geeignet, ihr nahezu legen, diese Worte nicht mehr in den Mund zu nehmen. Ganz still und erstaunt sieht mich Maidli an: „Aber Maidli, das sind doch keine schlechten Worte, das sind doch lauter richtig lebendige Tiere!“

Marianne Schirm

Polizei überwacht Hausputz

Was dem Europäer in Japan auffällt

„Ein Mann ging aus, um den Frühling zu suchen, aber er wanderte lange durch Wald und Feld, ohne ihm zu begegnen. Wieder zu Hause angelangt, erblickte er vor seinem Fenster einen blühenden Pfauenzweig, und da wußte er, der Frühling war zu ihm gekommen.“ Dies Gleichnis erzählt viel von der Lebensweisheit und dem Nationalcharakter der Japaner, die gewohnt sind, das Nächste liegendste und Einfachste als das Gesunde und Natürliche anzuerkennen.

Das Wohnhaus in Japan ist niedrig, besteht aus Holz und hat nur einen großen Raum, in dem Strohmatten, ein Tisch und eine mit Blumen und einem Rollbild geschmückte Nische die ganze Einrichtung darstellen. Nach Betten hält der Gast vergebens Ausschau, denn die Matten sind tagsüber wohl verstaubt und werden erst unmittelbar vor dem Schlafengehen auf dem Boden aufgelegt.

Fremder, der du nach Japan kommst und von einer Familie eingeladen bist, vergiß nicht, vor deinem Besuch deine Strümpfe zu stopfen, denn im japanischen Wohnhaus legt man vor der Tür die Schuhe ab, auf daß kein Staubchen den Fußboden beschmutze. Der Japaner nimmt es mit der Reinlichkeit sehr genau. Er badet gern und viel und macht sich mindestens zweimal im Jahr an das gesetzlich vorgeschriebene Großreinemachen im Haus. Ganze Stadtteile schwingen da zu gleicher Zeit, meist Sonntag, Besen und Eimer, drehen das Unterste zu oberst; die Männer bleiben dabei und helfen eifrig mit, und abends rückt die Polizei an und führt ihre „Sauberkeitskontrolle“ durch.

So einfach wie ihre Art zu wohnen, ist auch die Ernährung dieses Inselvolkes. Der Japaner nimmt viel Rohkost zu sich und genießt im Jahr nicht mehr als drei bis vier Kilo Fleisch. Zu seinen Hauptnahrungsmitteln zählt der Fisch. In den Gewässern um das Land werden heute mehr als 3000 verschiedene Arten von Meeresbewohnern gefangen. Neben Reis kommen auch viel Muscheln, Sojabohnen und Seepflanzen auf den Tisch. Bei der Zubereitung wird jedes Würzen vermieden, die Speisen behalten ihren natürlichen Geschmack. Größtes Gewicht legt man auf „Harmonie im Geschirr“, so wird etwa der Reis immer nur auf dunkel lackierten Tellern serviert.

Ein großer Teil des japanischen Volkes gehört Dichtervereinen an. Regelmäßig zu Neujahr schreibt das kaiserliche Haus einen Wettbewerb aus, bei dem die schönsten Gedichte über ein bestimmtes Thema mit Preisen bedacht werden. Eigene Teazeremonien in den dafür gebauten Teehäusern hält man zur Verfeinerung und Vertiefung des ästhetischen Gefühls ab. Im Verlauf dieser Zusammenkünfte darf kein einzigesmal der Alltag erwähnt werden, das Gespräch behandelt ausschließlich Kunst und Literatur.

Die Ureinwohner der japanischen Inseln, die Ainu, sind heute durch starken Genuß von Alkohol und Nikotin bereits im Aussterben begriffen und stehen unter gesetzlichem Schutz. Das japanische Volk lernte darauf, jetzt im Krieg erhält jede Familie im Monat nicht mehr als einen Liter Alkohol.

Vögel tanzen Menuett

Wo haben die Gamsen Schlittschuhfahren gelernt?

Wer da glaubt, daß nur die Menschen zu ihrer Belustigung tanzen, irrt sehr. In La Plata und dies auch die dortigen Klebitze. Sie tun dies zu Zeiten, sowohl bei Tage wie auch in hellen Nächten. Die gefiederten Tänzer leben paarweise. Wenn man sie eine Zeitlang beobachtet, so sieht man, wie sich ein Klebitz erhebt und zu einem benachbarten Paar fliegt. Dort wird er sehr freudig empfangen. Sie gehen dem Betrachter entgegen und stellen sich hinter ihm auf, hierauf beginnen alle drei in gleichem Schritt schnell dahin zu marschieren, indem sie dabei in richtigem Takt trommelnde Töne ausstoßen. Dann hört der Marsch auf, der Vortänzer hebt seine Schwingen und bleibt laut singend stehen. Die beiden andern gruppieren sich mit gesträubtem Gefieder hinter ihm, bücken sich vor- und abwärts, bis ihre Schnabelspitzen den Boden berühren und verharren eine Weile murrend leise in dieser Stellung. Dann ist das Menuett beendet und der Gast kehrt in sein Heim zurück, um bald selbst einen solchen Besuch zu empfangen.

Noch lustigere Tänze führt der Pfauenkränich auf. Wenn der Tanz bei den Klebitzen menuettartig ist, so hat er hier mit einem Cancan Ähnlichkeit. Dabei springt einer meterhoch in die Luft, breitet die Flügel ein wenig aus und bewegt die Beine rhythmisch. Im Gegensatz zu den Menschen tanzen bei diesen Langschneibern bloß die Männchen. Sie scheinen auch zu wissen, daß die Musik dazu gehört, denn die in den Tiergärten gehaltenen beginnen ihre Produktionen, sobald die Kapelle spielt.

Es scheint im Tierreich überhaupt viel lustiger herzugehen, als mancher sich träumen läßt. Es gibt Tiere, denen die tollsten Sprünge nicht mehr genügen, und die ihre Vergnügungen den Menschen abgelauscht zu haben scheinen. Wenn die Gamsen im Sommer bis zu dem Firnschnee emporgestiegen sind und sich völlig ungestört wissen, werfen sie sich plötzlich in kauern der Stellung auf den Schnee und lassen sich so hundert bis hundertfünfzig Meter abwärts gleiten. Bei dieser eigentümlichen Schlittschuhfahrt wirbeln sie den Schnee auf, so daß er wie Puderstaub hochaufliegt. Diese Rutschpartie scheint ihnen sehr zu behagen, denn kaum sind sie unten angelangt, so beginnen sie wieder emporzuklimmen, um die Bahn nochmals in der gleichen Weise zu durchschreiten.

Affen, die sich gern schaukeln, sind eine sehr bekannte Erscheinung. Wenige Leute aber dürften jedoch Meerkatzen gehalten haben, die sich selbst ihre Schaukel verfertigen. Eine solche Künstlerin wurde von der Teilnehmerin an der Hoangse Expedition auf ihrer Station gehalten. Sobald sie eine passende Hervorragung oder eine Einkerbung an einem Baume, einem Dach oder einem andern Objekt fand, befestigte sie daran ihre Leine entweder durch Umwickeln oder Einklemmen und schwang sich an dem freien Ende hin und her. Dabei ging sie mit bewundernswürdiger Ueberlegung zu Werk und bemasß z. B. die Länge des Stricks genau nach den Anforderungen. Ein einmal erprobtes Befestigungssystem wandte sie immer wieder an, sobald sich dazu Gelegenheit bot. Dr. A. S.

Kernworte zur Zeit

Niemals darf ein Mensch, ein Volk wohnen, das Ende sei gekommen. Güteverlust läßt sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit. Nur ein Übel ist unheilbar: Wenn ein Volk sich selbst aufgibt. Johann Wolfgang von Goethe

Was gut ist, fragt ihr? Tapfer sein ist gut.

Friedrich Nietzsche

Einem Feigen kann auch Gott keine Hilfe zeigen.

Alter Spruch

Gemeinschaftliche Gefahren eroercken gemeinschaftlichen Mut. Sie knüpfen also das edelste Band der Männer, die Freundschaft.

Johann Gottfried von Herder

Zum Erfolge gehört, sich vom Mißerfolg nicht schrecken zu lassen. Und auch deinen Kopf darfst du nicht sparen, wenn er gefordert wird. Wer sich spart, verspielt sich.

Josef Ponten

Wie wird man stärker? Sich langsam entschließen und zähe festhalten an dem, was man entschieden hat. Alles andere folgt.

Friedrich Nietzsche

Wenn man etwas vor sich bringen will, muß man sich knapp zusammennehmen und sich wenig um das kümmern, was andere tun.

Johann Wolfgang von Goethe

Handle so, daß die Art deines Handelns deinem besten Wissen nach ewiges Gesetz für all dein Handeln sein könnte.

Johann Gottlieb Fichte

Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Goethe

Absender und Empfänger unbekannt

Soldatenbriefe — Kleine persönliche Noten im großen Thema des Krieges

Waren Briefe nicht eine Weile unmodern? Ja, der Tatsachenmensch verachtete diese zierliche Form des Gedankenaustausches und sah in ihr nichts anderes als den Ausdruck einer wohlhabenden Zeit, in der die Großmama oder Großmamas Großmama mit gebauchten Rücken am geschweiften Schreibtischen saß und mit zartgezierter Hand feine Betrachtungen auf rosa Papier niederschrieb. Ach, wir armen Enkel, wenn wir uns die Zeit nehmen würden, diese Korrespondenzen durchzulesen, würden wir beschämt die kargen Gefilde unserer eigenen postalischen Ergüsse dem Zugriff unserer Nachfahren entziehen!

Und dennoch ist heute der Brief wieder zu Ehren gekommen — wenn auch in einer ganz anderen Form. Er kommt aus der Notwendigkeit, aus einem spontanen Bedürfnis des Herzens. Vielleicht ist er ein ganz entfernter und heimlicher Verwandter jenes Begriffes, den die grauen Gräben des großen Krieges geschaffen haben: der Kameradschaft. In dieser Zeit der Disziplin und des Gerastseins drängt es den einzelnen, sein persönliches Fühlen und Erleben dem anderen mitzuteilen. Es ist das deutsche Herz, das die Verbindung mit der Heimat sucht, — — — Ich aber habe noch nie so viele Briefe von längst vergessenen Genossen junger Tage und von alten Freunden erhalten, wie jetzt. Sie tauchen aus dem großen Thema des Krieges mit ihrer kleinen, persönlichen Note wärmend empor und flechten bunte Blumen in den riesenhafte Teppich der Zeit.

Und dann kommen noch andere Briefe. Irgendein Soldat hat von seiner Mutter ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen erhalten. Der Soldat läßt nichts unbeachtet, also auch nicht dieses Einwickelpapier. Er findet darauf eine kleine Geschichte abgedruckt, liest sie, schreibt an die Redaktion der Zeitung und erfährt die Adresse der Verfasserin. Auf diese Weise bekam ich meinen ersten „unbekannten Soldatenbrief!“ — Es sind ihm viele gefolgt. Auf allen möglichen Umwegen, meistens aber mit dem Zeitungspapier als Mittelsmann, sei es nun in glatter oder zerknitterter Form.

Nun habe ich schon eine ganze Sammlung von Soldatenbriefen, liebevoll mit Bändern umwickelt, die von Zeit zu Zeit gelockert werden müssen, weil der Briefwechsel rüstig weitergeht. Und so schreiten viele Leben von grauen, unbekannten Soldaten neben dem meinen her, bringen Verbindung und Lebendigkeit, werden munter auf dem lockenden Gewässer des Unbekannten, dem ein Hauch des Abenteuerlichen anhaftet, und dringen doch immer wieder mit treuerherziger Berichten in die Bereiche des Echten und Menschlichen ein, so daß man sich manchmal fragt, weshalb bekannte Leute einem nicht so herzlich und

Einmal hat mich ein Flieger um einen Talisman. Er tat es so eindringlich und ernsthaft, daß ich ihm wirklich ein kleines, blitzendes Ding aus meiner Kinderzeit sandte. Er trage es immer bei sich, schrieb er. Und eines Tages berichtete er knapp, daß er kurz vor seinem Start nach England noch einmal zurückgerannt sei, um den im Baderaum vergessenen Talisman zu holen. Als er atemlos zurückkam, war das Flugzeug ohne ihn und mit einem Ersatzmann schon fort und er erhielt den wohlverdienten Anschauer. „Dieses Flugzeug ist nicht zurückgekommen“, schloß der Bericht einsilbig. Es lag ein kleines Foto dabei und ich sah mir den langen grauen Flieger nachdenklich an, den sein Glaube an das kleine, blitzende Ding aus einer fremden Kindheit vor Schaden bewahrt hatte. Oder war es mehr? — Viele Bildern von deutschen Soldaten liegen in den buntenbünderten Feldpostbriefen, die sich alle gleichen und doch so köstlich verschieden sind, so eigenwillig im Schlag des Herzens, so erfischend persönlich in dem, das unter dem einheitlich gefärbten Rock zum Leben hin will! — Ich glaube, es braucht uns nicht lange zu werden. Angela v. Britten